Theologisches Literaturblatt.

Unter Mitwirkung
zahlreicher Vertreter der theologischen Wissenschaft und Praxis
herausgegeben von
Dr. theol. Ludwig Ihmels
Professor der Theologie in Leipzig.



Nr. 16. **Leipzig, 2. August 1918.** **XXXIX. Jahrgang.**

Erscheint vierzehntägig Freitags. — Bezugspreis vierteljährlich 3.75 ℳ. — Anzeigenpreis für die gespaltene Petitzeile 30 ₰. — Verlag und Auslieferung: Leipzig, Königstr. 13.

Der Ursprung unseres Alphabetes nach neuen Forschungen und Funden.

4.

Das sind schon recht erfreuliche Ergebnisse. Aber Sethe setzt den Hebel noch tiefer an, und zwar am wichtigsten Punkt. Der fundamentalste Wesenszug der kanaanäischen Schrift, dass sie aus Konsonantenzeichen ohne Vokalzeichen besteht, wies am deutlichsten auf ihre Abhängigkeit von der ägyptischen Schrift. Aber wie ist es in dieser zu den Einkonsonantenzeichen gekommen, und wie konnte es zu einer Lautschrift ohne Vokalbezeichnung kommen? Tiefere und schärfere Erfassung des Wesens und der Entwickelung der ägyptischen Schrift* führt Sethe zur Beantwortung beider Fragen.

Die ägyptische Schrift tritt uns beim Beginn der Geschichte, die in Aegypten mit dem Auftreten der inschriftlichen Denkmäler beginnt, spätestens um 3300, bereits so ausgebildet entgegen, dass eine längere Entwickelung vorausgegangen sein muss. Schon damals hat sie den Uebergang von der ideographischen Bilderschrift zur phonetischen Schrift längst vollzogen; sie behält aber neben dem phonetischen Element das ideographische für immer bei. In einer ideographischen Bilderschrift wird das Bildzeichen das Wort in seinen verschiedenen grammatischen Beziehungen bezeichnen müssen, so dass naturgemäss bezügliche Veränderungen des Vokalbestandes oder auch des Konsonantenbestandes (Kasuszeichen usw.) nicht zum Ausdruck kommen. Beim Uebergang zur phonetischen Schrift handelt sich's, wie im Aegyptischen klar zu sehen ist, um das gleiche Prinzip der Uebertragungen wie bei unseren Rebussen. Die Schwalbe heisst äg. wr, „gross" heisst ebenfalls wr; also ist das Bild der Schwalbe geeignet, auch das Wort „gross" von gleichem Lautinhalt darzustellen. Ebenso verwendet man das Bild des Kruggestells ḫnt für ḫnt „vorn", das Bild des Gesichts ḥr für ḥr „auf", aber auch das Bild der Gans sꜣ·t (sꜣ + Femininendung t!) für sꜣ „Sohn". Das Bild eines Begriffes wird also zur Darstellung anderer schwer darstellbarer Wörter von gleichem Lautinhalt verwendet, die mit ihm begrifflich und etymologisch gar nichts zu tun haben. Da nun im Aegyptischen, wie in den semitischen Sprachen, die Bedeutung der Wortstämme nur an den Konsonanten haftet, so konnte bei der phonetischen Uebertragung nur das den Wortstamm bildende Konsonantengerüst berücksichtigt und gemeint werden. Denn nur dieses blieb gleich, während der Vokalbestand nach der Stellung des Wortes im Satz, nach Geschlecht und Zahl und bei Anhängung von Suffixen sich ändert. So heisst von „Gesicht" ḥr der st. abs. ḥor, st. cstr. ḥĕr, sing. mit Suff. der 2. sing. ḥră (-k), mit Suff. der 2. plur. ḥrē (-ten), plur. oder dual. wieder anders. (Selbst die konsonantischen Genus- und Numerusendungen des Nomens werden bei phonetischer Bewertung und Verwertung des Bildes unberücksichtigt gelassen, vgl. oben sꜣ·t für sꜣ!) Sethe selbst hat den wichtigen Gedanken zuerst ausgesprochen in seinem Werke über das ägyptische Verbum I, § 76 (1899), ausführlicher Proc. of the Soc. of Bibl. Arch. 24, S. 355 und besonders Zeitschr. f. äg. Spr. 45, S. 37 ff. Während in der semitischen Buchstabenschrift die Vokallosigkeit als ein rätselhafter Widerspruch mit ihrer sonstigen Vollkommenheit erscheint, hat sich bei der ägyptischen Schrift der konsonantische Inhalt der phonetischen Schrift als eine notwendige und unvermeidliche Folge der Natur der ägyptischen Sprache ergeben. Das phonetische Zeichen als Ausdruck des Konsonantengerüstes eignet sich nun natürlich zum Ausdruck der betreffenden Konsonantenfolge in jeder beliebigen Bedeutung oder Verbindung, also auch innerhalb des Wortes; erst hierdurch wird die ägyptische phonetische Schrift im ganzen Umfang ihrer praktischen Verwendbarkeit gekennzeichnet.

Hierzu kommt aber noch ein weiteres: es lässt sich zeigen, wie es innerhalb der phonetischen Schrift auf dem Wege der Sprachentwickelung zu den einkonsonantischen Zeichen gekommen ist. Da die Mehrzahl der ägyptischen Stämme dreiradikalig (wie die semitischen) war, so mussten sich zunächst bei der phonetischen Uebertragung d r e i k o n s o n a n t i g e Zeichen ergeben. Beispiel: das Bild des Käfers ḫpr für ḫpr „werden" und für alle Formen dieses Verbums (mit verschiedenster Vokalisation) sowie für alle von ihm abgeleiteten Wortformen (mit den nötigen Ergänzungen durch Zeichen). Da sich nun das Aegyptische bereits, wo wir es kennen lernen, im Z u s t a n d e s t a r k v o r g e s c h r i t t e n e r Z e r s e t z u n g befindet, so finden wir auch schon in ältester Zeit eine stattliche Anzahl z w e i k o n s o n a n t i s c h e r Zeichen, deren ursprüngliche Dreikonsonantigkeit wir vielfach noch nachweisen

* Sethe kann hier auf seinen wichtigen Aufsatz „Zur Reform der ägyptischen Schriftlehre" (Zeitschr. f. äg. Spr. 45, S. 36—43) zurückgreifen.

können (das Bild des Ohres = ḏn von ỉdn vgl. אֹזֶן, der Hacke = mr von *ỉmr·t, des Kommandostabes = wḏ von wḏj usw.). Diese eignen sich zum Ausdruck von *zwei aufeinanderfolgenden Konsonanten* innerhalb des Wortes, sind aber nachweislich *nicht als Silbenzeichen* empfunden worden. Endlich aber finden wir schon in den ältesten Schriftdenkmälern auch *einkonsonantige* Zeichen, die bereits im alten Reiche (seit 3000) ihren Bestand von 24 erreicht haben, den wir als das ägyptische „Alphabet"* kennen. Sethe unternimmt den Nachweis, dass diese einfachen Lautzeichen *genau auf demselben Wege zu ihren phonetischen Werten gekommen sind wie die dreikonsonantischen und zweikonsonantischen*: sie sind auf natürliche Weise im Laufe der Zeit entstanden durch Uebertragung von einkonsonantigen Wörtern bzw. von solchen, die so reduziert waren, dass bei der phonetischen Bewertung des Wortbildes nur noch ein Stammkonsonant zu berücksichtigen war. Von den 24 Buchstaben lassen sich nämlich zurzeit 19 ihrem Ursprung nach feststellen; das Einzelmaterial gibt Sethe in Exkurs 14. So lautete rȝ „Mund" nur noch rŏ, davon r, bw „Ort" nur noch ba, davon b usw. Wo sich noch nachweisen oder aus der Vokalisation der koptischen Formen erschliessen lässt, dass das Grundwort ursprünglich mehr Konsonanten gehabt hat oder wo gar ein solcher im Buchstabenwert nicht berücksichtigter Laut in der koptischen Form noch als i in Diphthongen erhalten ist, da ist es genau wie bei den zweikonsonantigen Zeichen: die unberücksichtigt gebliebenen Laute sind auch hier deshalb unberücksichtigt, weil sie in gewissen Formen des Grundworts schwankend waren oder ihre konsonantische Aussprache eingebüsst hatten. Ist das richtig, so muss die Reihe der Einkonsonantzeichen (das Alphabet) allmählich entstanden gedacht werden. Tatsächlich lässt sich noch zeigen, dass der Buchstabe ḫ erst in geschichtlicher Zeit (im Alten Reiche) in die Reihe der Buchstaben eintritt, offenbar nachdem das Wort für „Leib" das Bild des Buchstabens, ursprünglich ḫȝ·t, seine zweite Radikal verloren hat, oder dass das l ursprünglich durch die verwandten n und r mitbezeichnet wird und erst spät zu einem eigenen Buchstaben kommt, offenbar nachdem das Wort für „Löwe", das Bild des Buchstabens, ursprünglich lw, sein w verloren hat. Es scheint danach, dass man sich da, wo es zurzeit noch kein passendes Zeichen für ein einkonsonantiges Wort gab, das als Buchstabe hätte dienen können, ruhig ohne den Buchstaben beholfen hat, bis sich aus der natürlichen Entwickelung ein geeignetes Wort ergab. Dieser Vorstellung einer natürlichen, allmählichen Entstehung der Einkonsonantenzeichen enspricht es endlich auch, wenn wir im Laufe der Zeit, massenhaft in griechisch-römischer Zeit, neue Homophone für bereits vertretene Buchstaben aufkommen sehen; so das Bild für „tragen" fȝj für f, nachdem ȝj verloren gegangen ist (in griechisch-römischer Zeit), das Bild des Fleisches ỉwf für f, nachdem ỉw verloren gegangen ist. Von jener Entstehungsart aus ist es auch nicht verwunderlich, wenn wir sehen, dass die Aegypter niemals die Einkonsonantenzeichen zu einer reinen Buchstabenschrift verwendet haben, sondern immer im Verein mit den mehrkonsonantigen phonetischen Zeichen und mit den Ideogrammen. Es fällt dem Aegypter gar nicht ein, z. B. rmn „Arm" zu schreiben r+m+n, sondern er schreibt r+mn, dazu noch n als Komplement und das Ideogramm für „Arm" als Determinativ! Uebrigens war es auch die immer stärkere Zersetzung der Sprache, die den Aegypter veranlasste, möglichst ausführlich mit ein- und mehrkonsonantigen Zeichen zu schreiben und sich ausserdem ideographischer Determinative zur möglichsten Verdeutlichung zu bedienen. „Eine stark zersetzte Sprache trennt sich um so schwerer von der historischen Schreibung, je grösser der Abstand zwischen beiden im Lautbestand der Formen geworden ist, wie man am Französischen und Englischen sehen kann." Dazu kommt die Macht der Gewohnheit, die nur durch einen gewaltigen Anstoss von aussen gebrochen werden konnte; ohne ihn wurden die Kräfte nicht aufgebracht, ein Schriftsystem aufzugeben, das Jahrtausende alt war, das einem in den Hieroglyphen der Denkmäler aus allen Zeiten der Volksgeschichte bis in die eigene Gegenwart (die vielen grossen Bauten der Spätzeit!) fortwährend vor Augen trat, mochte es sich freilich auch im Demotischen des täglichen Lebens in ein fabelhaftes Gewirr von Strichen aufgelöst haben. Erst die Annahme des Christentums macht die Epoche: die christlichen Aegypter schrieben mit einem durch einige ägyptische Zeichen vermehrten griechischen, dem sog. *koptischen* Alphabet, das ist nun die Einlautschrift mit Vokalzeichen, zu der die ägyptische nie geworden war.

* Wir gebrauchen den Terminus, der eine festgeordnete Buchstabenreihe bezeichnet, vielleicht für die ägyptische Einkonsonantenzeichenreihe nicht mit Recht, da wir aus altägyptischen Quellen nicht wissen, ob diese alphabetisch geordnet gewesen ist. Doch deutet eine Stelle des Plutarch (bei Sethe S. 128 und Exkurs 17) möglicherweise darauf hin.

5.

Fasst man zusammen, so hat sich die Erfindung der Buchstaben bei den Aegyptern automatisch eingestellt als selbstverständliche Folge des allgemeinen Prinzips der phonetischen Uebertragung aller ideographischen Bilder nach Rebusart und ihrer Anwendung auf Teile von Wörtern, wie sie auch in den Silbenschriften anderer Völker vorliegt. Im phönizischen Alphabet finden wir die grosse Tat vollzogen, dass die Einkonsonantzeichen, die im System der ägyptischen Schrift nur als ein Bestandteil neben anderen erscheinen und dort in ihrer grundsätzlichen Bedeutung nie erkannt wurden, für sich allein zur Herstellung einer Schrift verwendet werden, die in ihrer Reduktion des Zeichenbestandes gegenüber der ägyptischen, aber auch gegenüber jeder anderen Schrift — mit Ausnahme der aus ihr selbst hervorgehenden Schriften aus Einlautzeichen, die neben den Konsonantenzeichen auch die Vokalzeichen besitzen — einen ungeheuren Fortschritt bedeutet und sich mit ihren Ablegern die Welt erobert. Was aber die Tatsache der Abhängigkeit der kanaanäischen von der ägyptischen Schrift anlangt, so darf Sethe zusammenfassend sagen: „Wir finden die Eigenarten und Mängel des phönizischen Alphabets, die bei ihm so unvermittelt und unmotiviert dastanden und die zum Teil jede Anknüpfung nach anderer Seite abschnitten, im ägyptischen Alphabet nicht nur ebenso wieder, sondern dort zeigen sie sich organisch erwachsen, aus den natürlichen Verhältnissen einer primitiven Schrift mit geradezu zwingender Notwendigkeit entwickelt. Dies neben die historischen und geographischen Wahrscheinlichkeiten, die für einen Zusammenhang beider Alphabete sprechen, und die antiken Zeugnisse, die sich in gleichem Sinn aussprechen, gehalten, macht die Annahme einer Abhängigkeit des phönizischen Alphabets vom ägyptischen in irgend einer Form unabweisbar, ja erhebt sie wohl fast zur Gewissheit."

6.

Schliesslich tritt Sethe auch an die Frage nach Zeit und Ort der Entstehung des phönizischen Alphabets heran. Der terminus ante quem ist mindestens etwa 1000 v. Chr. Er wird auf über 1100 hinaufgeschoben, wenn man der oben erwähnten Angabe aus dem Wen-Amonbericht folgt, die die damalige

Existenz der phönizischen Schrift allerdings nicht beweist, aber sehr wahrscheinlich macht. Die Notiz setzt grösseren Bedarf von Papyrusrollen am Hof des Fürsten von Byblos voraus; ob man dort wirklich alles hieratisch schrieb? Als terminus post quem lehnt Sethe mit Recht die Keilschriftberichte von Amarna und Taannek ab. „Solange sich nicht Schriftstücke in Keilschrift gefunden haben, die in kanaanäischer Sprache abgefasst sind, besteht durchaus die Möglichkeit, dass neben der für die babylonische Weltsprache gebrauchten Keilschrift für die kanaanäische Landessprache, wenn anders sie nicht nur gesprochen, sondern auch geschrieben worden sein soll, eine andere eigene Schrift existiert habe, genau so, wie heute im Orient neben der für die französische Staats- und Diplomatensprache und die englische Handels- und Reiseverkehrssprache gebrauchten lateinischen Schrift die arabische Schrift für die arabische, türkische oder persische Landessprache gebraucht wird.“ Im Gegenteil glaubt Sethe, dass der Erfinder, wenn er mit der Keilschrift vertraut gewesen wäre, seine Schrift rechtsläufig gemacht und ihr Vokalzeichen beigegeben hätte, ja dass er seine Erfindung, so wie sie sich uns darstellt (linksläufig und ohne Vokalzeichen), in Phönizien oder Palästina nur zu einer Zeit gemacht haben könnte, wo dort nicht der babylonische Einfluss mächtig war und der Gebrauch der babylonischen Schrift und Sprache im offiziellen Verkehr herrschte, also vor seinem Aufkommen (gegen 2500) oder nach seinem Erlöschen (gegen 1000). Da sich gegen beides Bedenken erheben, kommt Sethe zu dem Schluss, dass das phönizische Alphabet ausserhalb der kanaanäischen Länder selbst entstanden sein wird, an einer Stelle, die dem schon herrschenden babylonischen Einfluss entrückt war und ausschliesslich dem ägyptischen unterlag, also in Aegypten oder dessen Grenzgebieten bei einem Kanaanäerstamm, der sich längere Zeit dort aufgehalten und sich dabei nach dem Muster des ägyptischen Alphabetes eine neue Schrift geschaffen hat, die er hernach nach Palästina ausführte. Man denkt unwillkürlich an die Israeliten. Doch geht Sethe über sie* weiter zurück auf die „Hyksos“, die ein semitisches Hirtenvolk von anscheinend kanaanäischem Sprachstamm waren. Dass sie, anderthalb Jahrhundert in Aegypten heimisch, nachdem sie einmal die Vorteile der Schreibkunst, zum mindesten in der Landesverwaltung, kennen gelernt hatten, schliesslich zum Verlassen des Landes gezwungen, nicht wenigstens die Schreibkunst als bleibenden Gewinn mit sich genommen hätten, ist kaum vorstellbar. So sind die Hyksos mit starker historischer Wahrscheinlichkeit die Schöpfer des phönizischen Alphabetes, wie Emanuel de Rougé schon 1859 annahm. Mit ihnen würde es im Anfang des 16. Jahrhunderts nach Palästina gekommen sein, sich von dort aus allmählich als spezielle Schrift für die im Lande gesprochene kanaanäische Sprache ausgebreitet haben, während im amtlichen, besonders im auswärtigen Verkehr babylonische Schrift und Sprache gebraucht wurden, und mit dem Erlöschen des babylonischen Einflusses dann, etwa um die Zeit der Entstehung des israelitischen Königtums, auch öffentlich aufgetreten sein, um nun bald auch zu den kleinasiatischen Griechen zu gelangen.

Das ist das Bild, das sich Sethe in seiner Abhandlung von 1916 ergibt. Wenn er davon ausging, dass jetzt die Zeit sei, um die These vom ägyptischen Ursprung des Alphabets mit neuen und ungleich strengeren Gründen zu stützen als ehedem, so hat er diese Aufgabe in überzeugender Weise gelöst, indem er die Frage nicht nur negativ auf die eine Antwort determiniert, sondern auch positiv diese eine Antwort mit aller historischen Wahrscheinlichkeit als richtig erwiesen hat. Der ägyptische Ursprung unseres Alphabetes darf nun als gesicherte Tatsache gelten.

* Ihre Ansiedelung in Gosen hat Josephus nach Sethe „vielleicht mit mehr Recht, als man zurzeit noch denkt“, mit der Hyksosinvasion zusammengebracht.

7.

Das gilt für die „innere Form“. Eine ganz andere Frage, die nun erst anhebt, ist die nach der Abhängigkeit der äusseren Form. Das heisst: hat der kanaanäische Erfinder, der für seine Konsonantenschrift die Einkonsonantenzeichen der ägyptischen Schrift zum Vorbild nahm, nun das Prinzip der Einkonsonantzeichen zum Vorbild genommen, oder hat er auch einzelne Zeichen für einzelne Zeichen zum Vorbild, also die ägyptische Schrift zum Vorbild genommen? Kann man die phönizischen Zeichen aus ägyptischen ableiten Zeichen für Zeichen? Schon Champollion, der geniale Entzifferer der Hieroglyphen, hat vorsichtig die „sehr wahrscheinliche“ Vermutung ausgesprochen, dass in den Buchstabenzeichen der ägyptischen Schrift sinon l'origine direct, du moins le modèle méthodique für das phönizische Alphabet zu erkennen sei, ohne die Vergleichung von Zeichen mit Zeichen vorzunehmen. Lenormant und Halévy haben das letztere mit den Hieroglyphen, Emanuel de Rougé mit dem Hieratischen versucht. Das Ergebnis fasst Sethe in den pessimistischen Satz zusammen: „Die äusserlich anscheinend vergleichbaren Zeichen haben nicht die gleichen phonetischen Werte, und die gleichen phonetischen Werte werden nicht durch die gleichen Zeichen ausgedrückt.“ Ja aus gewissen Momenten glaubt Sethe klar zu erkennen, dass die phönizischen Schriftzeichen nie und nimmer aus der ägyptischen noch aus irgend einer anderen Schrift abgeleitet sein können, sondern Originalschöpfungen eines Semiten sein müssen.

So in der Abhandlung von 1916. Es ist durchaus richtig, dass eine Vergleichung Zeichen mit Zeichen der phönizischen und ägyptischen Schrift in keiner Weise zu einer befriedigenden wissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit führt. Man bedenke wohl, dass eine solche Vergleichung bei so verhältnismässig unkomplizierten linearen Gebilden überhaupt nur mit grösster Vorsicht vorgenommen werden kann. Wie leicht kommen zufällige Aehnlichkeiten heraus, wie leicht auch werden relativ kleine Verschiedenheiten unterschätzt, die für das lineare Gebilde seiner Bildherkunft nach gerade charakteristisch sind, die man aber nicht als charakteristisch erkennt, weil man nicht weiss, welches Bild dem Zeichen zugrunde liegt. Ja, wenn die phönizische Schrift nicht so unvermittelt in die Erscheinung träte, wenn wir eine Vorstufe von ihr kännten, die auf dem Wege zwischen dem ägyptischen Vorbild und dem kanaanäischen Nachbild der ältesten phönizischen Inschriften läge! Hier setzen nun zur Weiterführung der Forschung die Funde ein: die neuentdeckten Sinaiinschriften. Mit ihrer Hilfe versucht Sethe im Anschluss an A. H. Gardiner die Frage nach dem Ursprung unseres Alphabetes in einer weiteren Akademieabhandlung von 1917 ihrer letzten Phase entgegenzuführen.

J. Herrmann-Rostock.

Schäfers, Dr. theol. et phil. (weil. kath. Pfarrer in Lützen), **Eine altsyrische antimarkionitische Erklärung von Parabeln des Herrn und zwei andere altsyrische Abhandlungen zu Texten des Evangeliums. Mit Beiträgen zu Tatians Diatessaron und Markions Neuem Testament.** (Neutestamentliche Abhandlungen, herausgegeben von Prof.

Dr. M. Meinertz, Münster i. W. 6. Band. 1. bis 2. Heft.) Münster i. W. 1917, Aschendorff (VI, 243 S. gr. 8). 6. 40.

Der Verf. der vorliegenden Schrift war ein junger katholischer Pfarrer und Orientalist, der zu grossen Hoffnungen berechtigte. Ich hatte das Glück, ihn in Halle a. S. kennen zu lernen, wo ich ihn in die Anfangsgründe des Altägyptischen und des Koptischen einführte. Die Kenntnis vieler Sprachen und eine sichere Beherrschung der wissenschaftlichen Arbeitsweise zeichnete ihn aus. Er war dazu befähigt, unser oft noch recht mangelhaftes Wissen um die altmorgenländischen Kirchen wesentlich zu erweitern. Da starb er am 29. Oktober 1916 in Mossul an schwerer Krankheit, auf dem Posten, an den ihn seine Kirche zuletzt gestellt hatte.

Die Wissenschaft ist dankbar dafür, dass sie von Schäfers, in dem vorliegenden Werke, noch eine grössere Arbeit erhält, die der Verewigte, vom Korrekturlesen der zweiten Hälfte abgesehen, selbst vollenden konnte.

Schäfers befasst sich mit den armenischen Texten, die Erwin Preuschen in der Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft 1911 S. 243ff. als erster ausführlicher besprach. Der armenische Text ist veröffentlicht in dem zweiten Bande der armenischen Werke Ephraims, des Syrers (Venedig 1836). Im Einverständnisse mit Preuschen gibt Schäfers zunächst eine genaue Uebersetzung der armenischen Ueberlieferung. Die Uebersetzung liest sich stellenweise nicht gut. Aber Schäfers verzichtet mit Recht darauf, einen glatten Text auf Kosten der Genauigkeit zu liefern. Dunkle Stellen sollen auch als solche zu erkennen sein. An die Uebersetzung, die 115 Seiten in Anspruch nimmt, schliesst sich eine genaue Erörterung der alttestamentlichen und besonders der neutestamentlichen Anführungen; hier ergibt sich ein reicher Ertrag für die Textkritik und für die Geschichte der Bibel überhaupt. An letzter Stelle werden die mit den Texten zusammenhängenden literarischen Fragen behandelt. Ein Anhang geht in dankenswerter Weise auf das umstrittene Problem ein, ob Afrahat neben dem Diatessaron Tatians auch die getrennten Evangelien benutzte: danach sind die Spuren der getrennten Evangelien bei Afrahat, wenn sich überhaupt solche finden, ausserordentlich gering (Schäfers setzt sich in sehr glücklicher Weise mit Burkitt und besonders mit Baethgen auseinander).

Schäfers zerlegt die armenischen Texte mit guten Gründen in drei Teile.

An der Spitze steht eine gegen Marzion gerichtete Auslegung der Gleichnisse Jesu. Der Verf. geht nicht ungeschickt vor: er widerlegt Marzion aus dem, was Marzion selbst für heilig hält: „Die markionitische Bibel muss unser Verfasser direkt vor sich gehabt haben; so ausgezeichnet kennt er sie. Er weiss genau, was darin steht und was nicht“ (S. 209). Selbstverständlich ist dabei die syrische Gestalt der marzionitischen Bibel in Rechnung zu stellen. Besonders eigenartig ist die Fassung, in der Eph. 5, 25ff. angeführt wird: die Eigenart erklärt sich eben daraus, dass auch hier die Marzionitenbibel benutzt wird. Die kirchliche Bibel des Verf.s scheint, als Evangelium, Tatians Diatessaron enthalten zu haben. Die Urschrift dieses ersten Teiles ist syrisch gewesen: an einer Stelle entsteht bei der Rückübersetzung ins Syrische ein Wortspiel, das den Zusammenhang erst verständlich macht; eine andere Stelle setzt morgenländische Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche voraus. Der Verfasser lebte vor Ephraim, vielleicht, wenn man sein Urteil über das Heidentum in diesem Sinne deuten darf, sogar vor Afrahat. In jedem Falle ist die Schrift eine der ältesten, die auf dem Boden der syrisch redenden Christenheit entstanden sind.

Der zweite Teil der armenischen Texte handelt von „der vollkommenen Jüngerschaft und der vollkommenen Führerschaft, erläutert an Aussprüchen und Parabeln Jesu“. Hier berühren sich die Anführungen aus den Evangelien aufs stärkste mit dem Syrus Sinaiticus und Curetonianus, verraten nur einen noch stärkeren Einfluss des Diatessarons als die ältesten bekannten Texte der syrischen getrennten Evangelien (man darf also annehmen, dass das Diatessaron benutzt ist). Auch hier wird die Urschrift syrisch gewesen sein. Leider ist das Stück ein Bruchstück. Ueber den Verfasser lässt sich nur sagen, dass er nicht mit dem Verfasser des ersten Stücks, auch nicht mit Ephraim identisch ist. Er muss vor der allgemeinen Einführung der Peschittha gearbeitet haben.

Endlich das letzte Stück: „Von der Wiederkunft des Herrn und dem Ende der Welt.“ Hier werden die getrennten Evangelien namentlich angeführt, aber wieder in einer Fassung, die dem Syrus Sinaiticus und Curetonianius nahe steht. „Wir hätten hier einen der w e n i g e n Zeugen für den Gebrauch der altsyrischen g e t r e n n t e n Evangelien“ (S. 226; dass die Namen der Evangelisten nachträglich eingesetzt wurden, erweist Schäfers als unwahrscheinlich). Auch hier ist die Urschrift syrisch gewesen, aber kein Werk Ephraims, der als Ausleger andere Wege ging.

So haben wir es Schäfers zu danken, dass uns nun drei altchristliche Schriften in brauchbarer Uebersetzung vorliegen, die bisher nur einem kleinen Kreise zugänglich waren, und dass diese Schriften zeitlich und entwickelungsgeschichtlich einigermassen festgelegt sind. Leipoldt.

Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance, herausgegeben von Prof. Fr. Wilhelm. III. Band, 2. Heft. München, Callwey (S. 155—234 gr. 8). 2 Mk.

E. von Steinmeyer druckt den Text einer historia apocrypha, die drei fabulose Geschichten, die Schandtaten Neros, die Belagerung Jerusalems und die Heilung des Titus durch Josephus und den Lebenslauf des Judas Ischarioth enthält, und die die Quelle für die Legenda aurea Jacobs von Voragine bildet, ab (S. 155—166). B. Weyman betitelt seinen Aufsatz „Vermischte Bemerkungen zu lateinischen Dichtungen des christlichen Altertums und Mittelalters“. Er handelt hier von den pseudo-ambrosianischen Versen über die Dreizahl, von den von ihm für echt gehaltene tituli des Ambrosius, von den Werken des Damasus und Aldhelm de virginitate, von Prudentius, Peristephanon, von Paulin von Nola und Ambrosius, von dem Preis der Gottesmutter im paschale carmen des Sedulius, von Sedulius und dem guten Schächer, von den laudes dei und des Orestis tragoedia des Dracontius, von dem gallischen Dichter Alcimus Avitus, der Verse des Martial und Damasus nachahmt, von Handschriftlichem zu den Versus Isidori, von dem Marienlob des Venantius Fortunatus, von der von Papst Honorius I. 625—38 gedichteten Inschrift an der Basilica Vaticana. Endlich bringt Weyman zu der Ausgabe der Poetae latini medii aevi t. IV pass. II, 1 von K. Strecker wie zu den von Werner herausgegebenen moralpädagogischen Versen des Bischofs Guiardinus zahlreiche Emendationen. Ein Aufsatz von Achelis über die lateinischen Aesophandschriften der Vaticana und Laurentiana, von Fr. Wilhelm zur Abfassungszeit des Meier Helmbrecht und des jüngeren Titurel, zur Frage nach der Heimat Reimers des Alten und

Walters von der Vogelweide, über die Namen von Regensburg, über ein medizinische Bräuche enthaltendes Apolloniusfragment und über Freidankverse beschliessen das gehaltvolle Heft, von dem aber nur die beiden ersten Arbeiten von Steinmeyer und Weyman für den alten und mittelalterlichen Kirchenhistoriker von unmittelbarem Interesse sind.

G. Grützmacher-Münster.

Schmidt, P. Odilo (Dr. theol.), **Untersuchungen zu den Breslauer Bischofskatalogen.** (Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, Bd. 25.) Breslau 1917, Ferd. Hirt (XII, 156 S. gr. 8.)

Eine verdienstliche Sammlung der Breslauer Bischofschroniken, die den Namen „Katalog" nur führen, weil die mehr oder weniger dürftige Erzählung an die series episcoporum anschliesst. Natürlich sind solche Aufzeichnungen oft nur Erweiterungen früherer, vielfach aus freier Phantasie des Erzählers heraus. Der Verf. hat drei Hauptgruppen festgestellt, deren zweite und dritte wieder in mehrere Unterabteilungen zerfallen. Als „Urkatalog" wird der Chorus Wratislaviensis wahrscheinlich gemacht, der den beiden ältesten erhaltenen Katalogen als Vorlage gedient, allerdings zwischen der ersten und zweiten Benutzung eine Umarbeitung erfahren haben soll. Der Beweis dafür ist freilich wenig einleuchtend und wird von der Spezialforschung nachzuprüfen sein. Im allgemeinen aber ist die kritische Erörterung über die lange Reihe der Kataloge sehr dankenswert und leistet eine unentbehrliche Vorarbeit für die Darstellung der Breslauer Bistumsgeschichte. Besondere Beachtung verdienen die Einzeluntersuchungen über die beiden ältesten Kataloge, den Heinrichauer und den Leubuser.

Gerhard Bonwetsch-Berlin-Dahlem.

Scheel, D. Otto (Prof. a. d. Univ. Tübingen), **Martin Luther.** Vom Katholizismus zur Reformation. Tübingen 1917, Mohr (Siebeck).

1. Band: **Auf der Schule und Universität.** Mit 13 Abb. 2., verbess. u. vermehrte Aufl. (XII, 328 S. gr. 8). Geb. 10. 75.
2. Band: **Im Kloster.** Mit 16 Abb. 1. u. 2. Aufl. (X, 458 S. gr. 8). Geb. 13. 75.

Indem ich im allgemeinen auf meine Besprechung der ersten Auflage des ersten Bandes zurückverweise (Theol. Litbl. 1916, Nr. 5), möchte ich zur zweiten Auflage nur noch weniges bemerken. Diese ist eine Ueberprüfung der ersten und eine Erweiterung derselben um etwa 20 Seiten und zwei Abbildungen (Ansichten von Erfurt). Die Vermehrung ist fast ganz den Anmerkungen zugefallen, die zu dem Stellung nehmen, was die Kritik über die erste Auflage zu sagen gehabt hatte, wenn es nicht schon stillschweigend im Text mit verwendet worden war. „Die äussere Einrichtung zu ändern war aus technischen Gründen nicht möglich." Doch sind, um das lästige Suchen nach dem „angeführten Ort" zu ersparen, die Büchertitel „in jedem Paragraphen vollständig angeführt. Die Abkürzung a. a. O. bezieht sich stets nur auf die im Paragraphen enthaltene Literatur". So verspricht das Vorwort. Leider ist diese Neuerung nicht konsequent durchgeführt worden; auch sind die angegebenen Titel nicht überall genügend beschrieben, z. B. wenn sie Teile einer Sammlung sind. Ich halte es nach wie vor für das beste, einem umfangreichen Buche eine vollständige, genau bezeichnete Literaturliste beizugeben, wie wir es von katholischen Werken her kennen.

S. 11: Dem Wort des Hans Luther über das Getreidefeld fehlt die Angabe des Fundortes. Ich verweise auf E. A. 57, 160 (in dem kommenden 5. Band der Weimarer Tischredenausgabe wird es Nr. 5548 sein); ferner ist zu vergl. E. A. 11², 113 f. Jürgens nennt I, 149 ziemlich unbestimmt eine „Predigt von 1544 oder 1545 über die Auferstehung der Toten". S. 313, Anm. 9: Dass die Wendung donec fierem. monachus nichts anderes heissen kann als „bis ich Mönch wurde", wird mir sehr wahrscheinlich aus der ebenfalls von Rörer, nur neun Wochen später, nachgeschriebenen Wendung „donec irem in coenobium" (W. A. 37, 360, 28).

Nachdem nun der zweite Band erschienen ist, der nach des Verf.s ursprünglichem Plane das Werk abschliessen sollte, legt sich die Frage nahe: Was ist neu an Scheels Luther? Zunächst: die Richtigstellung oder wenigstens die Konstatierung des Problematischen vieler bisher wie kanonisch geltenden Einzelheiten aus dem Lebensgang des jungen Luther. Setzen sich nun diese Einzelheiten auch zu einem neuen Gesamtbild Luthers zusammen? In gewisser Hinsicht ja! Es wird immer wieder mit grossem Nachdruck die (katholische und zum Teil auch protestantische) Auffassung abgewehrt und aus den Quellen als unhaltbar erwiesen, dass Luther schon im Kloster ein schwer nervenleidender Mensch gewesen, und dass hieraus der ganze Gang seines Inneren abzuleiten sei. Diese Ablehnung ist sehr wertvoll. Sie wird noch dadurch bestätigt, dass sie dem Gesamtbild der lutherischen Frömmigkeit entspricht, die sich von der römischen Exaltation stets durch Nüchternheit, Gesundheit grundlegend abhebt. Freilich muss ich gestehen, dass dieser „gesunde" Luther Scheels doch etwas zu rote Backen hat; es fehlt mir das, was uns auf dem ersten authentischen Lutherbild so packend entgegentritt: das Dämonische, Uebergewaltige, das letztlich Unbegreifliche seiner Kämpfe, überhaupt seines Inneren. Es ist hier alles zu rationell, zu verständig, zu akademisch, es fehlt das Geniale an diesem Luther. Soviel ich sehe, hat nur noch A. Berger an diesem Mangel Anstoss genommen. Ich muss ihm völlig zustimmen (Berger in dem Vorwort zu seiner dreibändigen Lutherausgabe 1917, I, 7: „. . . auch scheint mir . . . das Gefühl für Luthers überragende Genialität verlorenzugehen. Das tritt vielleicht am auffälligsten in der neuesten Darstellung des jungen Luther von O. Scheel hervor, die mit sichtlicher Genugtuung feststellt, wie „normal" in diesem Leben alles verlaufe, und die man trotz reichlich geförderter Stoffkenntnis schliesslich doch mit der zweifelnden Frage aus der Hand legt, ob . . . der hier dargestellte Held solchem Unternehmen gewachsen gewesen wäre"). Mit diesem Mangel hängt ein zweiter zusammen: Luther ist zu sehr als Theologe geschildert, zu wenig in den allgemeinen Zug der Zeit eingegliedert. Der Untertitel „Vom Katholizismus zur Reformation" liess mehr erwarten. Katholizismus ist doch nicht bloss Dogmatik. Was ich meine, lässt sich vielleicht am kürzesten klarmachen, wenn ich an die neuere Diskussion über das Wesen des gotischen Menschen erinnere. Das wird Scheel zwar verächtlich als „Kulturphilosophie" abweisen (so wird wenigstens Bergers Forderung S. 438, Anm. 22 abgetan). Aber auch wenn ihm diese wahrhaft moderne Fragestellung unsympathisch war, berührt musste sie doch wenigstens werden. Was Scheel von dem sonstigen über das rein Theologische hinausgehenden Milieu, in dem Luther sich entwickelte, schildert, sind vielfach recht äusserliche Dinge (Schweinesteuer in Erfurt u. a.). Ich meine nun gar nicht, dass dieses Detail wegbleiben sollte, allein wichtiger erscheint mir nun aber einmal doch das „Kulturphilosophische".

Freilich was nun Scheel an Tatsächlichem bringt, das ist ausgezeichnet; die Beherrschung des Stoffes wie seine kritische Durchdringung macht auch diesen zweiten Band zu einem Buche

von ungewöhnlicher Bedeutung. Mir erscheint übrigens dieser zweite Band lesbarer als der erste; das kritische Hin und Her tritt zurück hinter der fortlaufenden Darstellung, wie es ja auch die Sachlage des Stoffes hier gab. Eine Lektüre für Laien, wie M. Rade in der „Christl. Welt" meint, scheint mir indes auch dieser zweite Band nicht zu sein. Hierfür bleibt Hausraths Luther trotz aller kleinen und grossen Mängel doch das unerreichte Meisterwerk. Laien wollen ja nicht bloss unterrichtet, sondern auch gefesselt sein.

Die Einteilung des Stoffes ist diese: I. Erfolge und Kämpfe im Erfurter Kloster (bis zum Herbst 1508) S. 1—154 (Probejahr, Profess, Priester, theologisches Studium, dogmengeschichtliche Grundlinien der katholischen Gnaden- und Rechtfertigungslehre, innere Kämpfe). II. Das Wittenberger Jahr S. 155—209 (Wittenberg um 1508, Universität, Staupitz). III. Im Dienst des Erfurter Klosters S. 210—297 (Luther als Sententiar, Romfahrt). IV. Vom Katholizismus zum paulinischen Evangelium S. 298—335 (Rückversetzung nach Wittenberg, Doktorat, Entdeckung des Evangeliums). Darauf folgt das Heer der Anmerkungen S. 336—441 und, höchst dankenswert, ein Register der Sachen, der Personen und der Orte S. 442—458. — Beigegeben sind 18 Abbildungen (Städteansichten, Faksimiles). — Ein dritter Band soll die Entwickelung Luthers „von der Reformation zum Protestantismus", ein vierter das Lebensende schildern — was eine etwas unharmonische Verteilung des Gesamtstoffes ergäbe.

Im Rahmen einer Rezension kann natürlich die reiche Fülle des Inhalts, die auch der zweite Band wieder bringt, entfernt nicht umschrieben werden. Es seien wenigstens einige der wichtigsten Ergebnisse angedeutet: Luther ist von seinen Mitmönchen nicht in besonderem Masse schikaniert worden. Er ist von Staupitz noch nicht in den Anfangsklosterjahren beeinflusst worden. Sein Kampf um die Bibel im Kloster ist legendär. Luthers erster Wittenberger Aufenthalt war nur eine „Beurlaubung" von Erfurt. Wittenbergs Universität trägt nicht schon bei Luthers Auftreten evangelische Züge. Eine besondere lectura biblica gab es auch anderwärts. In Luther zeigen sich vor seiner Entdeckung des Evangeliums — die Scheel, sicher richtig, ins Jahr 1512/3 setzt — keinerlei reformatorische Anwandlungen (positiver Art), auch den okkamistischen Sätzen, die doch zweifellos der Reformation mit vorgearbeitet haben (scharfe Trennung von Vernunft und Offenbarung, Akzeptationstheorie), erkennt Scheel solchen Wert ab (doch vgl. S. 329, Zl. 17 v. n.) — im allgemeinen sind es also negative Ergebnisse; aber natürlich steckt in jeder dieser Negationen auch eine Position. Zuletzt steht doch ein wirklicher Neubau vor uns.

S. 54: „Die späteren Berichte geben insgesamt den Tag der Primiz an" Da ist aber TR. 4, Nr. 4574 (Lauterbach 1539) übersehen, wo das Gespräch zwischen Vater und Sohn auf den Tag nach der Primiz gelegt ist. Diese Tischrede unterstützt übrigens die Scheelsche Auffassung, wonach das Gespräch wahrscheinlich unter vier Augen stattgefunden hat. S. 148 (auch sonst, z. B. S. 319) ist in Luthers bitterem Kampf um die Gewissheit der Sakramentsgnade als erschwerendes, schliesslich zerstörendes Moment Luthers Wirklichkeitssinn nicht zur Geltung gekommen, der, eine Säule Lutherscher Frömmigkeit, zur Erklärung wohl nicht übersehen werden darf. S. 158: Scheurls Lob der mira aeris temperies und der cives humani Wittenbergs ist natürlich, wie auch Scheel andeutet, nur eine humanistische Phrase. Sie begegnet uns ebenso in der Gründungsurkunde der Universität Leipzig. Stübel, Urkundenbuch der Univ. L. Cod. dipl. Sax. II, 11, S. 1, wo der aer tempercatus und die incolae als homines civiles et in moribus bene dispositi hervorgehoben werden. S. 165 setzt Scheel für „Burkirchlein" in Cyprians Ausgabe der Reformationsgeschichte des Mykonius 1715 (eine bequemer zugängliche Ausgabe und mit wertvollen Erläuterungen ist übrigens die von O. Clemen in Voigtländers Quellenbüchern Nr. 68) „Burgkirchlein". Wozu diese Volksetymologisierung? Bur = Bor = Empore. S. 197 ist statt 1507/8 1508/9 zu lesen. Zu S. 202 vermisse ich den bekannten Spruch Staupitzens über die Verzweiflung (TR. 2, Nr. 2797 a und b, Cordatus 1532). Wenn ihn Scheel als unecht oder unsicher beanstandet, möchte das wenigstens gesagt werden. S. 245: Zu dem Bernhardzitat (Anm. 262) konnte wohl auch die Stelle W. A. 9, 66, 29 ff. von dem incipere und perseverare mit angeführt werden (vgl. dazu auch Scheel I², 261; II, 143). S. 267: Luthers Erinnerung an das Kapitol fehlt, vgl. W. A. 36, 126, 5. S. 322: Bei der (berechtigten) Ausführlichkeit, mit der Luthers Entdeckung im Klosterturm besprochen wird, hätte wohl noch mehr gesagt werden können über den wichtigen Anteil, den dabei das Verständnis von der „Verbindung der Worte" in Röm. 1, 17 und Umgegend für ihn gehabt hat. Auch vermisse ich in diesem Paragraphen die grundlegende Bedeutung, die Christus für seine neue Position hat; TR. 2, Nr. 2109, 4: dicere non possum, quanto gaudio sim perfusus, cum in papatu verum usum invenissem sacramentorum, dass fur [= vor] Gott ein ander fur mich wil frumb sein". Das ist nicht bloss eine spätere Eintragung, das ist gleich zu Anfang das Fundament. Scheel steht etwa auf der Linie, von der W. Walther spricht in seinem „Erbe der Reformation", 2. Heft, Rechtfertigung oder relig. Erlebnis 2. A., S. 63 ff. S. 342, Anm. 161 lies: W. A. 38, 148 f. S. 364, Anm. 41: füge hinzu TR. 4, Nr. 4422 (in triduo saepius ne unam guttam aut micam accepi, 20. III. 1539, Lauterbach). S. 367, Anm. 95: füge hinzu W. A. 38, 543. S. 376, Anm. 72: füge hinzu TR. 1, 1227. 2, 1349. 3, 2889 a. S. 382, Anm. 159: über Christus als Richter in der Luther bekannt gewordenen zeitgenössischen Kunst vgl. W. A. 34, 1. 70, 9. 410, 11. 36, 44, 15. 20. 37, 207, 35 (A. M. Weiss, Ergänzungen zu Denifle II², 102 ff. ändert daran nichts). S. 391, Anm. 110 ist hinzuzufügen: Bruck, Friedrich d. W. als Förderer der Kunst, 1913 (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Nr. 45). S. 422, Anm. 131, Zl. 2 ist W. A. 31, 1 zu lesen. Den darunter stehenden lustigen Druckfehler mag der Leser zu seiner Freude selbst entdecken! — Die Redensart: „eins oder zehn" bedeutet bei Luther = etwa zehn; vgl. Brief an L. Kranach 28. IV. 1521. DW. I S. 588: „ich meinet, Kais. Maj. sollt ein Doctor oder funfzig haben versammlet". Vgl. auch Vorrede zum Kl. Katechismus: „Wer das Sakrament nicht suchet noch begehret, zum wenigsten einmal oder vier des Jahres . . ." Siehe auch Grimms Wörterbuch VII, Sp. 1152 10b mit anderen Beispielen. Ich bin zwar mit Scheel auch der Meinung, dass Luther in Rom mehr als bloss „etwa 10" Messen gehalten hat, aber der Wortlaut dieser Stelle ist nicht anders zu verstehen. Vgl. auch W. A. 41, 671, 20 f. Zu den Bildern: S. 157 konnte wohl angemerkt werden, dass auf dem Schnitt die Spitzen der Stadtkirchentürme fehlen; sie wurden im Schmalkald. Kriege heruntergenommen, um Platz zur Aufstellung von Geschützen zu schaffen. Ebenso konnte vielleicht zu Abb. 6 (S. 168) bemerkt werden, dass der Berg im Hintergrund eine Zugabe des Künstlers ist. — Eine wunderliche Schreibart — lateinisch, nicht deutsch — ist: der Augustiner Observant, der Augustiner Bettelmönch, der Augustiner Konvent.

Zuletzt noch ein kurzes Wort „in eigener Sache" (so überschreibt Scheel in der Theol. Litztg. 1916, Nr. 13 seine Polemik gegen meine obengenannte Rezension des ersten Bandes). Ich hatte in meiner Besprechung Bedenken dagegen geäussert, dass Scheel einzelne Züge der Ueberlieferung a priori damit als „unmöglich" abgetan hatte, dass sie in den aus Statuten und anderen normalen Dingen sich ergebenden allgemeinen Gang der Dinge nicht passten. Ich hatte darauf hingewiesen, dass im konkreten Leben vielfach ein Irrationales dieses Rationale durchbricht (vgl. auch W. Köhler, Theol. Rundschau 1916, XIX, S. 89). Scheel, der dafür nur ablehnenden Spott übrig hatte, hat doch, wie ich zu meiner Befriedigung sehe, die von mir inkriminierten Stellen in der zweiten Auflage leise in meinem Sinn verändert; vgl. I¹ S. 71 und I² S. 71 f., wo die von mir beanstandete Stelle sorgfältiger begründet wird, um schliesslich S. 72, Zl. 2 ein „nie möglich" der ersten Auflage (S. 71, Zl. 19) in ein „nicht gerade wahrscheinlich" zu ermässigen. Ebenso wird S. 91, Zl. 5 v. u. aus einem „nicht konnte" der ersten Auflage (S. 91, Zl. 13) ein „nicht durfte", d. h. aus der Unmöglichkeit ein blosses Verbot, und vor die Worte: „Dies anzunehmen fehlt uns jedes Recht" der vorsichtige Einschub gesetzt: „Das wäre denkbar" (92, Zl. 16). S. 256, Zl. 19 heisst es statt „war unmöglich" jetzt „war nicht wohl denkbar". Die Wirkung meiner Kritik zeigt sich auch im zweiten Band. Das Urteil scheint mir in der Wertung des Normalen zurückhaltender geworden zu sein, vgl. z. B. S. 106. 114 u. a. Nur zweimal ist mir das ominöse „unmöglich" begegnet, aber an zwei Stellen, wo ich es ohne weiteres zugebe, da es sich da nicht um a priori angenommene sachliche Unmöglichkeiten handelt, sondern um innere, logische. Der Spott, den der Verf. hier wieder gegen mich kehrt (S. 346, Anm. 87. 360, 5), ist mir nicht recht begreiflich; peinlich ist er mir aber, weil Scheel nicht angibt, wo ich von diesen Dingen gesprochen habe, so dass also der Leser meine Sätze nicht nachprüfen kann. Ich möchte zuletzt den Verf. bitten, es doch noch einmal zu überlegen, ob sich der ironisch-feind-

selige Ton, mit dem er in seinen Amerkungen namentlich Mitarbeiter der „Rechten“ bedenkt, ethisch und wissenschaftlich rechtfertigen lässt. Gedient jedenfalls ist damit niemand.

D. Hans Preuss-Erlangen.

Sperl, Friedrich, Das Kloster Heilsbronn, die Ahnengruft des Kaiserhauses. Ansbach 1917, Brügel & Sohn (42 S. gr. 8).

Dieses Büchlein bezieht sich auf viel Wichtiges aus Heilsbronns Vergangenheit und Gegenwart. Der Verf. ist mit der von einem seiner Vorgänger eingehend erforschten Geschichte des Cisterzienserklosters wohl vertraut, kennt die neuesten zur Münsterkirche erschienenen kunsthistorischen Arbeiten, weiss sich liebevoll in die Gemälde und Schnitzwerke seines Gotteshauses zu versenken. Manchmal ist abweichende Meinung am Platze, z. B. hinsichtlich der Beurteilung des ausgehenden Mittelalters, dem er auf Grund der Kunstwerke echt christliche Frömmigkeit und wahre Religiosität in viel höherem Masse zuerkannt wissen will, als es sich nach manchen Geschichtsdarstellungen vermuten lasse, oder hinsichtlich der kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung Heilsbronns oder der Ursachen des sittenlosen Lebens in der Fürstenschule. Verfasst hat er dies Büchlein nicht nur aus orts- und kunstgeschichtlichem Interesse, sondern auch um des religiösen und kirchlichen Lebens der Gegenwart willen. Das ergibt sich aus mancherlei Erwägungen, in die einzelne Abschnitte ausklingen, z. B. der über den Eindruck, den verschiedene Heilsbronner Kunstwerke hervorrufen. In diesen trete innige, reine, unreflektierte Frömmigkeit unmittelbar entgegen. Durch die Wichtigkeit der „reinen Lehre“ hätten wir Protestanten uns nur zu sehr und zu lange bestimmen lassen, christliches Leben durch verstandesmässige Aneignung und begriffliche Zergliederung, Erklärung und Einprägung der reinen Lehre erzeugen zu wollen. Wir sollten noch mehr erkennen, dass die religiösen Eindrücke die wirkungskräftigsten sind, die sich unmittelbar an das Gefühl und unreflektiert an den Willen und das Gewissen wenden. Ferner sei aus diesen Bildwerken die im Mittelalter geübte Durchdringung des Volkslebens mit religiösen Elementen zu ersehen. Bei uns müsse mehr auf Verknüpfung der Religion mit dem Volksleben hingearbeitet werden, indem die „Religionsvertretung“ ihren einseitigen Verstandesstandpunkt aufgebe, ins Volk hineingehe, die Gefühlswerte der religiösen Volkssitte, religiösen Kunst und Geschichte erkenne und veredelnd auf das alltägliche Volksleben einzuwirken suche. In diesen und ähnlichen Ausführungen liegt Wahres. Gerecht werden sie dem Wert der „reinen Lehre“ und dem Drängen auf sie nicht. So wie es hier angesehen ist, ist sie niemals betrieben worden. Es ist ferner ausser acht gelassen, warum sie im 16. bis 18. Jahrhundert so sehr betont werden musste. Die Zeit, da sie herrschte, hat übrigens viele starke evangelische Charaktere hervorgebracht. Dass das Christentum nicht mehr Volkssache ist, ist entweder überhaupt oder zum grössten Teile auf andere Ursachen zurückzuführen, als sie hier angegeben sind. Sperls Kampf gegen die reine Lehre ist endlich missverständlich. Viele Leser der durchaus volkstümlich gehaltenen Schrift werden ihn nicht so auffassen, als er gemeint ist, zumal da die Begriffe „reine Lehre“ und „Orthodoxie“ infolge der besonders von der gelesensten Tagespresse dagegen erhobenen Vorwürfe im populären Bewusstsein stark diskreditiert sind.

Theobald-Nürnberg.

Füllkrug, G., Lic. Pastor, Theologischer Lehrgang für die feldgraue Geistlichkeit in Ost und West. Leipzig 1918, A. Deichert (VI, 142 S. gr. 8.) 4 Mk.

Auf Anregung des Zentralausschusses für Innere Mission haben unter Leitung von Dr. Seeberg im Winter 1916/17 für die Feldgeistlichen theologische Kurse in Warschau, Wilna und Brüssel stattgefunden, über deren Vorbereitung und Verlauf die vorliegende Schrift berichtet. Einige Ansprachen und die meisten Vorträge haben in ihr wörtlich wiedergegeben werden können, während über die Debatte und die bereits veröffentlichten Vorlesungen von D. Deissmann (tragende und stärkende Kräfte des Neuen Testaments) und D. Holl (Einwirkung des Dreissigjährigen Krieges auf die Frömmigkeit des Volks — und die Bedeutung der Freiheitskriege für die kirchengeschichtliche Entwickelung) nur kurz zusammenfassende Berichte geboten werden, durch welche die Teilnehmer an ihren Hauptinhalt erinnert werden sollen. Die Vorträge zerfallen in drei Gruppen: die erste Gruppe umfasst wissenschaftliche Fragen, deren Behandlung der Krieg nahe legte; die zweite befasst sich mit der sexuellen Frage, die dritte mit dem Verhältnis der Kriegsfrömmigkeit zum Evangelium. Zu Gruppe 1 gehören ausser den erwähnten Referaten die Aufsätze von D. Wilke: „Die Kriegsfrömmigkeit und das Alte Testament“ und von D. Seeberg: „Deutsche Religion und deutsches Christentum“. Wilke verzichtet darauf, blendende Hypothesen zu geben und religionsgeschichtliche Entwickelungen zu konstruieren. In klarer Uebersicht legt er dar, welchen Einfluss der Gedanke des heiligen Krieges für Jahve auf die Gottesvorstellung, die Kultsitten und die Wertung des Krieges gehabt hat. Es ergeben sich dabei verschiedene Gedankenkreise, die aber kaum in zunehmender Ethisierung sich auseinander entwickelt, sondern eher nebeneinander bestanden haben. — Eine vielseitige und in die Tiefe gehende Behandlung findet die Frage nach dem „deutschen Christentum“ in Seebergs Vortrag. In kultur- und dogmengeschichtlicher Entwickelung wird der Charakter der deutschen Religion nachgewiesen, wie er in deutscher Mystik und in deutschem Idealismus zum Ausdruck kommt, als tief erfasste innere Beziehung zu Gott und kräftige Willensanregung. Bei Luther verbinden sich beide Motive mit dem christlichen Erlösungsgedanken. Damit das Christentum das Volksleben durchdringen kann, wird es deutschen Charakter tragen müssen, aber es darf sich nicht in deutschen Idealismus auflösen. — Nicht minder wertvoll sind die Vorträge von Mahling und Wurster über die geschlechtliche Sittlichkeit. Die Frage, die im Kriege besonders brennend geworden ist, von deren glücklicher Lösung die Zukunft unseres Volkes abhängt, wird hier in heiligem Ernst und mildem Geist von der hohen Warte evangelischer Ethik aus besprochen, indem auf der einen Seite alle einseitige Askese abgelehnt, auf der anderen straffe Willenszucht und Unterordnung der Triebe unter die höheren Lebenszwecke gefordert wird. Gründliche prinzipielle Erörterung der Frage führt von selbst zur Abweisung aller Verkehrtheiten und untersittlichen Anschauungen sowie zu guten seelsorgerlichen Ratschlägen, um die sexuelle Not der soldatischen Jugend nach Kräften zu beheben. — Durch die Vorträge von Pfennigsdorf, Uckeley und Füllkrug über Kriegsfrömmigkeit und Evangelium wie durch deren Besprechung zieht sich der Gedanke hindurch, dass die durch den Krieg angeregten religiösen Gefühle zu vertiefen und zu bewusstem evangelischen Heilsglauben auszugestalten sind — gerade unter Benutzung aller der Gedanken, die der Krieg nahelegt und verständlich macht. Dabei wird — bei der verhältnismässig

geringen Zahl der Feldgeistlichen — die Notwendigkeit der Mithilfe aller christlich angeregten Kameraden betont. Die gesunde Mitte zwischen verkehrter Ueberschätzung und verkehrter Unterschätzung der Kriegsfrömmigkeit wird durchaus innegehalten und guter Stoff zu ihrer Vertiefung dargeboten. — Sind auch die Vorträge in erster Linie für die Feldgeistlichen bestimmt, so werden sie doch auch allen, die zur Mitarbeit berufen sind, d. h. allen christlich gesinnten Soldaten, die über etwas theologische Bildung verfügen, und allen Geistlichen in der Heimat, die mit denselben Problemen zu ringen haben, wertvolle Anregungen und Fingerzeige geben. Es ist erfreulich, dass auch im letzten Winter theologische Fortbildungskurse für die Feldgeistlichen gehalten sind.

Fr. Schultzen-Peine.

Nuelsen, Bischof, Dr. theol., **Reformation und Methodismus.** Zürich, Christliche Vereinsbuchhandlung (29 S. 8). 30 Pf.

Die kleine Schrift ist ein Beweis, dass auch die Methodistenkirche die Feier des Reformationsjubiläums nicht versäumen wollte, und wer sich dafür interessiert, wie die Reformation in der Beleuchtung des Methodismus zu stehen kommt, der hat in Nuelsen einen kundigen Gewährsmann, der auch die deutsche Theologie kennt und offenbar von dem Streben geleitet ist, der Kirche der Reformation gerecht zu werden. Das schliesst freilich nicht aus, dass ich bereits bei der geschichtlichen Beleuchtung Bedenken geltend machen müsste; aber es ist hier nicht Raum, sie zu erörtern. Ich beschränke mich auf eine kurze Mitteilung des Inhalts und des Resultats. Der Vortrag — denn um einen solchen handelt es sich — behandelt seinen Stoff unter drei Ueberschriften: Die religiöse Frage, das Verhältnis des Menschen zu Gott; die soziale Frage, das Verhältnis des Menschen zum Menschen; die rechtliche Frage, das Verhältnis der Kirche zum Staat. Zum ersten Punkt wird festgestellt, dass der Methodismus wie die Reformation von einer rein religiösen Frage ausgeht und beide an der Betonung der Heilsgewissheit ihr Zentrum haben. Im übrigen laute die Frage bei Luther: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“; bei Wesley: „Wie kann ich vor Gott heilig wandeln?“ Zum zweiten Punkt ist besonders die in einer Anmerkung mitgeteilte Resolution der Generalkonferenz der bischöflichen Methodistenkirche zur sozialen Frage von besonderem Interesse. Bei Punkt drei kommt das Votum Kaftans auf der Eisenacher Tagung der allgemeinen lutherischen Konferenz über das Staatskirchentum ausführlich zu Wort. Als Resultat ergibt sich für den Verf., dass der Methodismus als geradlinige Fortsetzung der zentralen reformatorischen Gedanken und als Umsetzung in die Praxis von lebenskräftigen reformatorischen Grundsätzen anzusehen sei. Daraus würde konsequenterweise dann freilich folgen, dass das Luthertum sich zum Methodismus weiterzubilden habe. Nuelsen zieht aber diese Konsequenz nicht, sondern stellt fest, dass die verschiedenen geschichtlich gewordenen evangelischen Kirchen ihre gottgegebene Aufgabe und daher ihre Berechtigung haben. Die Zukunft des Protestantismus aber hängt nach ihm daran, dass es zu einem Zusammenschluss derer kommt, „die in den verschiedenen Ländern die Hauptstärke des Protestantismus bilden, und das sind in den germanischen Ländern die Söhne Luthers, in den romanischen die Söhne Calvins, in den angelsächsischen die Söhne Wesleys.“ Der Verf. wird nicht überrascht sein, wenn der Lutheraner, den er im Verdacht hat, das intellektuelle Moment zu stark zu betonen, bei diesen Sätzen sich doch nicht einfach beruhigen könnte. Gern aber soll anerkannt sein, dass das Luthertum auch vom Methodismus lernen kann, wie wir umgekehrt uns freuen, wenn dieser erneut seinen Zusammenhang mit der Reformation energisch betont.

Ihmels.

Natorp, Paul, **Allgemeine Psychologie nach kritischer Methode.** Erster Band: Objekt und Methode der Psychologie. Tübingen, J. C. B. Mohr (XII, 352 S. gr. 8). 9 Mk.

Eine Revision der Fundamente der Psychologie will dieses Buch sein, und zwar speziell über die logischen Grundlagen der Psychologie Klarheit schaffen. Es soll hier Philosophie der Psychologie geboten werden, „also überhaupt nicht Psychologie, sofern man darunter empirische Forschung und nichts anderes versteht“ (Vorwort). Diese philosophische Psychologie greift in der Tat weit über den Rahmen der Aufgaben hinaus, in dem sich die heutige psychologische Forschung zu bewegen pflegt. Das, was man „mit dem sonst wenig klaren Titel Erkenntnistheorie“ bezeichnet oder „Transzendentalpsychologie“ nennt oder auch unter dem Namen der „Phänomenologie“ darstellt, ist eine „mächtige und zentrale Provinz“ dieser Psychologie (S. 241). Folglich handelt es sich hier hauptsächlich um eine Einordnung der psychologischen Erkenntnis in das Ganze einer philosophischen Weltanschauung und Wissenschaftstheorie, und zwar auf Grundlage des philosophischen Kritizismus.

Treibt man Psychologie unter diesem umfassenden Gesichtspunkte, so ist an der heute üblichen Psychologie nach Meinung des Autors vor allem die Art ihrer Objektsetzung zu tadeln. Sie schafft eine künstliche Verdoppelung der Wirklichkeit, indem sie eine zweite „psychische“ Wirklichkeit dem „Physischen“ gegenüberstellt. Der philosophische Kritizismus zeigt, dass diese Verdoppelung unhaltbar ist. In Wirklichkeit beruht alle „physische“ Realität letzten Grundes ebenfalls auf Bewusstseinstatsachen. Es gibt nicht zweierlei Erfahrung, sondern nur die eine unteilbare Erfahrung, die, je nachdem unter welchem Gesichtspunkte wir sie betrachten, sowohl als physische wie auch als psychische Wirklichkeit aufgefasst werden kann. Es gibt nicht zwei verschiedene Reihen von Erscheinungen, von denen die eine Grundlage der objektivierenden Wissenschaften, die andere Grundlage für die Wissenschaft vom Subjektiven wäre, sondern alles Erscheinende kann entweder auf ein Objekt oder auf das Subjekt bezogen werden. „Es ist einzig der Unterschied des Beziehungs- oder Vergleichungssinnes, nach welchem numerisch und der Art nach dieselbe Erscheinung, und zwar ihrem vollen Gehalt nach, das eine Mal hinsichtlich ihres Objektivitätscharakters, als Darstellung des Gegenstandes allemal in bestimmter Richtung und auf bestimmter Stufe der Vergegenständlichung, das andere Mal, hinsichtlich ihres Subjektivitätscharakters, als Moment des Erlebens des Subjekts, wiederum allemal auf bestimmter Stufe und in bestimmter Richtung der Subjektivierung, ins Auge gefasst wird. . . . Alle Darstellung eines Objektiven ist Objektivierung eines Subjektiven, alle Darstellung eines Subjektiven Subjektivierung eines Objektiven, es besteht also zwischen beiden, ideal genommen, volle Identität, bis auf den Unterschied des Vorzeichens, das heisst des Betrachtungssinnes“ (S. 106 f.).

Damit ist nun freilich der heutigen durchschnittlichen „objektivierenden“ Psychologie die Basis fast ganz entzogen. Soweit sie sich eigene Gegenstände der Untersuchung schafft, die sie unabhängig von den anderen „objektivierenden“ Wissenschaften (zu ihnen gehören nicht bloss die Naturwissenschaften,

sondern auch die Kulturwissenschaften) bearbeiten zu können meint, arbeitet sie mit fiktiven Werten, die nur durch eine falsche Erkenntnistheorie entstanden sind. Auf die Aufstellung von Gesetzen muss sie völlig verzichten, denn „Reduktion auf Gesetze ist der gemeinsame Charakter der objektivierenden Erkenntnis jeder Art" (S. 92). Deshalb will es auch nicht recht vorwärts gehen mit der Begründung spezifischer psychologischer Gesetzmässigkeiten. Geht man auf Gesetzeswissenschaft aus, so besorgen die Natur- und Kulturwissenschaften dieses Geschäft besser und erfolgreicher als die Psychologie. Die Psychologie tut daher gut, wenn sie einfach die in den anderen Wissenschaften gefundenen Objektivierungen auf den verschiedenen Wirklichkeitsgebieten als Voraussetzung und Gegebenes hinnimmt.

Ihre spezifische Aufgabe ist, diese Objektivierungen wiederum zu subjektivieren. Eine jede Objektivierung ist gemäss den dargelegten Grundsätzen eine Verstümmelung der Wirklichkeit. Sie ignoriert die Subjektivität, ohne die es doch eine Objektivität gar nicht geben kann. Sie löst den kontinuierlichen Fluss des Geschehens in diskrete einzelne Punkte auf und setzt Grenzen, wo in Wirklichkeit keine festen Grenzen sind, sondern nur gleitende Uebergänge. So nötig und unvermeidlich dieses Verfahren ist, um zu wissenschaftlich haltbaren Erkenntnissen in den Gesetzeswissenschaften zu gelangen, so unumgänglich ist es doch andererseits, die starren Grenzpunkte wieder aufzulösen, die Objektivität in die zu ihr gehörende Subjektivität überzuführen und so den freien Fluss der Lebensfülle wiederherzustellen, das Unmittelbare der Lebenswirklichkeit zu „rekonstruieren". Diese Aufgabe kann man nur lösen, wenn man sich über die Schranken von Raum und Zeit erhebt. „Die echte „Energie", das echte Leben der Psyche, kann nur im überzeitlichen Zusammenhang liegen, während die zeitliche Einordnung den Zusammenhang zwar nicht zunichte macht (ihn wirklich zu vernichten ist gottlob unmöglich), aber wenigstens verflacht und veräusserlicht" (S. 260). Es müsste „mit allem anderen, was zum Bewusstsein gehört, auch die Zeitordnung selbst aufgezeigt werden als erst hervorgehend, nie fertig und feststehend, sondern stets werdend, „entwerdend" und wieder neu werdend" (S. 261). Eine derartige Transzendentalpsychologie ist dem Ansatze nach überall erstrebt und im Entstehen begriffen, wo tiefgründig philosophiert wird und psychologische Probleme mit genügender Sorgfalt behandelt werden; überall in der philosophischen Tradition ist wertvolles Gedankenmaterial für sie zu finden, wie die zahlreichen historischen Exkurse des Verf.s zeigen. Ausführlich und allseitig befriedigend dargestellt ist sie freilich noch nirgends, und auch dieses Buch schreibt nur das Programm einer solchen Psychologie, wie sie sein sollte, ohne sie im einzelnen auszuführen.

Das Buch dokumentiert alle Vorzüge, die dem Verf. seine hervorragende Stellung in der Philosophie errungen haben. Scharfe logische Präzision, Sättigung mit den besten und schönsten Gedanken platonischen und kantischen Geistes und eine vornehme, streng sachliche und förderliche Form der Polemik machen das Buch auch dem Andersdenkenden zu einer interessanten Lektüre. Als einen „Andersdenkenden" muss ich mich nun freilich bekennen, und ich will versuchen kurz zu zeigen, warum mich auch dieses hervorragende Programm einer Transzendentalpsychologie „nach kritischer Methode" weniger befriedigt als die empirische Psychologie nach experimenteller Methode.

Erstens sagt der Verf. ja selbst, dass er nicht empirische Forschung bieten will. Nun ist eine logische Revision der psychologischen Fundamentalbegriffe zwar gewiss nicht nutzlos und als Ergänzung der psychologischen Forschung sogar notwendig, aber sie steht doch meines Erachtens an Wert und Fruchtbarkeit einer jeden Art von Forschung, die neue Feinheiten in der Beobachtung des Seelenlebens ermöglicht und neue Tatsachen zur Interpretation der Bewusstseinsvorgänge beschafft, bei weitem nach. Dem entspricht, dass Natorps Gedanken, die er schon 1888 in seiner „Einleitung" in die Psychologie vertreten hat und nun in ganz umgestalteter, gereifter und erweiterter Form wieder vorlegt, verhältnismässig sehr geringe Wirkung auf die Forschung ausgeübt haben. Zwar glaubt Natorp in seinen Schlusskapiteln in einer lesenswerten kritischen Auseinandersetzung mit Wundt, Lipps, Husserl, Dilthey, Münsterberg und Bergson teils eine weitgehende Uebereinstimmung, teils eine fortschreitende Annäherung an seinen Standpunkt nachweisen zu können. Allein bei allen genannten Autoren bleibt doch ein starker Unterschied, ja sogar direkte Ablehnung bestehen. Man vergleiche damit etwa die Nachwirkungen eines anderen psychologischen Buches der achtziger Jahre, der Studie über das Gedächtnis von H. Ebbinghaus, aus der heute eine weitverzweigte Forschungsliteratur mit höchst interessanten neuen Ergebnissen hervorgewachsen ist, so wird man bei aller Anerkennung der Verdienste Natorps um die Entwickelung des heutigen philosophischen Denkens doch seinen Einfluss auf die heutige Psychologie nicht sehr hoch einschätzen.

Ich könnte aber auch nicht einmal wünschen, dass dieser Einfluss in Zukunft stärker werde. Denn zweitens scheint mir die Methode und Denkweise des Buches leider bisweilen einen gewissen scholastischen Zug an sich zu tragen, da in ihm die Induktion ganz in den Hintergrund tritt gegenüber allgemeinen wissenschaftstheoretischen, erkenntniskritischen und logischen Gesichtspunkten. Infolgedessen versteigt sich das Buch stellenweise zu Behauptungen, die einer Nachprüfung an der Empirie nicht standhalten. So heisst es auf S. 43 ff.: „Wir haben nicht eine Empfindung (oder sonstige Bewusstheit) unseres Empfindens, sondern nur des Empfindungsinhalts, z. B. der Farbe Rot, des Tones Gis usf. Wenn mir aufgegeben wird, darauf zu achten, ob ich zum Beispiel eine bestimmte Tonempfindung habe, so habe ich auf nichts anderes zu achten, als eben auf den Ton den ich hören soll, und ich werde ihn dann vielleicht wirklich, hören. Wer ausserdem noch sein Hören hört oder auf irgend eine andere, mir nicht gegebene Art empfindet oder sich seiner bewusst wird, den könnte ich um diese Art Empfindung oder sonstiger Bewusstheit vielleicht beneiden, aber ich kann es ihm nicht nachtun." Wenn man den gehörten Ton weglässt, „so bleibt . . . . nichts übrig, was sich erwägen oder in Untersuchung ziehen, oder worüber sich irgendwelche Aussage tun liesse." Ich glaube nicht, dass Natorp jemals ernstlich methodisch und systematisch die von ihm als unlösbar bezeichnete Aufgabe empirisch zu lösen versucht hat. Ich habe als Versuchsperson in einer bisher nicht veröffentlichten Untersuchung des Külpeschen Laboratoriums mehrere Wochen lang genau nach der hier als sinnlos bezeichneten Instruktion mitgearbeitet und kann mit Sicherheit sagen, dass sich über die funktionelle Seite des Wahrnehmens eines Tones nach Abstraktion vom wahrgenommenen Toninhalt sehr weitverzweigte Aussagen machen lassen. Ferner wird auf S. 48 behauptet, dass es keine Abstufungen des Bewusstseinsgrades gäbe, während ich ohne diese Annahme eine Fülle verschiedenartiger Erscheinungen, die mir bei Versuchen mit systematischer Selbstbeobachtung

immer wieder aufgestossen sind, gar nicht darstellen und interpretieren kann (man vgl. hierzu die Arbeit von E. Westphal in Band 21 des Archivs für die gesamte Psychologie). Wem soll ich nun mehr glauben, den „logischen", erkenntniskritischen und anderen Schwierigkeiten und „Unmöglichkeiten", die Natorp und ihm verwandte Transzendentalpsychologen geltend machen, oder dem täglich neu erlebten Tatbestande der empirischen psychologischen Beobachtung?

Drittens endlich vermag ich auch erkenntniskritisch und philosophisch der Grundthese nicht zuzustimmen, dass die Psychologie keine spezifischen Objekte zu untersuchen habe. Es sei meinetwegen zugestanden, dass die unmittelbare „Erfahrung" zunächst nur eine ist, und dass dieselben Bewusstseinstatsachen einmal realwissenschaftlich, das andere Mal psychologisch interpretiert werden. Aber wenn auch der Ausgangspunkt bei beiden derselbe ist, so ist damit noch nicht bewiesen, dass in dem Fortgang der Untersuchung sich nicht fundamentale Unterschiede ergeben können. Die Notwendigkeit der Anwendung eines verschiedenen „Gesichtspunktes" und einer verschiedenen Untersuchungsrichtung wird von Natorp zugestanden. Mir scheint, diese Differenzierung ist nicht genügend charakterisiert, wenn man sie als blosse Setzung eines neuen „Vorzeichens" bezeichnet. Es wird doch bei verändertem Gesichtspunkte ein Teil der Tatsachen unterdrückt und beiseite gelassen und ausserdem neues Gedankenmaterial hinzugebracht, das von einem anderen Gesichtspunkte aus überhaupt nicht erreichbar und verwendbar ist. Die Psychologie wird sich daher nicht die Aufgabe stellen können, die Objektsetzungen der anderen Wissenschaften wieder zu subjektivieren, sondern sie wird versuchen, auch diejenige Seite der Wirklichkeit zu „objektivieren", die die anderen Wissenschaften bei ihren Objektivierungen grundsätzlich weglassen und ignorieren mussten, nämlich die Subjektivität des Erlebenden. Diese Auffassung wird von Natorp wider Willen dadurch als die richtige bestätigt, dass er aller bisherigen erfolgreichen Psychologie immer wieder den monotonen Vorwurf macht, dass sie zu Unrecht „objektiviere". Warten wir ruhig ab, bis erst die „subjektivierende" Psychologie, die sich über die Schranken von Raum und Zeit erheben will, gleiches für die wissenschaftliche Erkenntnis geleistet haben wird wie die „objektivierende". Ich revoziere mit Freuden alles, was ich gegen das Buch gesagt habe, sobald Natorp eine wirklich neue, für die Forschung fruchtbare, überzeitliche, subjektivierende Psychologie uns schafft und nicht bloss das Programm derselben vorlegt. Bis dahin bietet mir die „objektivierende" Psychologie bessere Forschungsmöglichkeiten und befriedigendere Perspektiven für mein wissenschaftliches Denken. Karl Girgensohn-Dorpat.

Gruhl, Pfarrer, Otto (z. Zt. stellvertretender Militäroberpfarrer des Gardekorps), **Lazarettseelsorge.** Vortrag gehalten am 29. November 1916 auf dem 6. theologischen (Kriegs-) Lehrgang in Berlin. Berlin-Lichterfelde 1917, Edwin Runge (29 S. gr. 8). 60 Pf.

Ein recht guter Vortrag, in dem nicht nur die persönlichen Erfahrungen des Herrn Verf.s, sondern zugleich diejenigen der in einer Konferenz zusammengeschlossenen Gross-Berliner Reservelazarett-Pfarrer überhaupt niedergelegt sind. Besonders wertvoll scheinen mir die Winke für die äussere Organisation der Arbeit, die Stellung zu den Aerzten, die Verteilung von Literatur, die dauernde Fühlung mit den Fortschritten der Kriegsbeschädigtenfürsorge. Aber auch der Abschnitt über die seelsorgerliche Arbeit selbst bietet Gutes. Dem meisten stimmen wir rückhaltlos zu. So wenn Gruhl als „das erste und unentbehrlichste" den seelsorgerlichen Einzelbesuch, das Wandern von Bett zu Bett betont und hier aus eigener reicher Erfahrung die Aufgabe eingehend zeichnet. Freilich wird er nicht leugnen, dass die Einzelgespräche, in denen bei der starken Belegung unserer Lazarette die Darbietung des Wortes Gottes meist nur sehr kurz und summarisch sein kann, schliesslich ihren Hauptwert darin haben, die gemeinsamen Andachten innerlich vorzubereiten. Zweifellos sind auch die Gespräche, die nach gemeinsam gefeierter Lazarettandacht in den nächsten Tagen gehalten werden, fruchtbarer als die ersten Einzelbesuche, die mehr der Fühlungnahme überhaupt dienen. Vermisst habe ich es, dass Gruhl über die unentbehrliche Mitarbeit der Diakonissen nichts sagt. Auch hätte man gern gehört, wie wir unseren Kameraden zum verständnisvollen Lesen des Neuen Testamentes helfen können. Wir wollen uns doch nicht täuschen: die Leute wissen mit ihrem Neuen Testamente vielfach gar nichts anzufangen, blättern kenntnislos und ziellos herum. Kurze bibelkundliche Anleitungen beim Verteilen der Bücher, homiliemässige Auslegung von Psalmen, Gleichnissen, der Leidensgeschichte Jesu in den Andachtsstunden hat sich mir in fast vierjähriger Arbeit bewährt als Erziehung der Mannschaften zum rechten Schriftlesen. Hand in Hand mit der von Gruhl mit Recht so stark gewerteten volkstümlichen Apologetik (S. 21: „der Weg zum Herzen führt beim Manne nun einmal in der Regel durch den Verstand") wird die neue Beheimatung unserer Leute in der Heiligen Schrift von reichem Segen werden können. So viel ist überhaupt sicher: dass die Lazarettseelsorge, wo sie mit Treue und Verständnis geübt wurde, für die Evangelisierung der Männerwelt die allergrösste Bedeutung hat. Die Lazarettseelsorge scheint mir darum die wichtigste Kriegsarbeit der Kirche zu sein (s. Gruhl S. 24ff.). —

Natürlich passt Gruhls Vortrag, dessen Titel besser lautete: „Lazarettseelsorge in der Heimat", nicht für alle Verhältnisse. Und in der Etappe, in deren Lazaretten alter, müder Landsturm mit kaum 20jährigen verwundeten Frontsoldaten zusammenliegt, drängen sich Fragen und Schwierigkeiten auf, an denen Gruhl vorbeigegangen ist. Es sei nur an die Lazarette für Geschlechtskranke erinnert. P. Althaus-Lodz.

Kurze Anzeigen.

Fischer, Prof. Oskar, **Orientalische und griechische Zahlensymbolik.** Ein Beitrag zu meinem System der alttest. Zahlenwerte. Leipzig 1918, M. Altmann (57 S. gr. 8). 1. 50.

Eine Errungenschaft der mittelalterlichen Kabbala wird hier weiter ausgebaut. Jeder Name im Alten Testament hat einen Zahlenwert, und dieser Zahl kommt eine besondere Bedeutung zu. Von hier baut dann der Verf. eine Brücke zur griechischen Zahlensymbolik. Ein Beispiel möge ein Bild von der Methode des Verf.s geben (S. 39): „Somit hat Jerusalem plene den Wert 586, defektive den Wert 580. Jerusalem aber ist nichts ohne seinen Gott Jahwe, der in ihm wohnt. Mit Jahwe hat Jerusalem, die Tochter Zion, die Werte 612 bzw. 606. Der zweite Wert ist der Ewigkeitswert von thor, Ruth usw. — Der erstere aber der Wert des Himmelsgotts Zeus (6 × 102 als Verschlinger, d. h. Umfasser des Alls. Pan 131 und Arawna 2 × 131 s. u.). In Jerusalem verehrt man ja den Himmelsgott, den El Eljon (2 × 83 wie Zion: mit Lebenswert)." — Schade um die viele Arbeit, die in dem Buche steckt. Jirku-Kiel.

Wessel, Joseph (Pfarrer in Solingen), **Aus der Vereinspraxis weiblicher Vereine.** Gedanken und Anregungen als Beitrag zur Lösung der Frauenfrage. M.-Gladbach 1917, Volksvereins-Verlag (141 S. 8). Geb. 2. 40.

Wir haben es hier mit der Schrift eines katholischen Geistlichen zu tun, der ohne ein Wort der Polemik gegen Andersgläubige, ja ohne

sie auch nur zu erwähnen, in schöner, flüssiger Sprache, fast möchte man sagen, im Plauderton und unter Anwendung einer gewissen Rhetorik mit eingestreuten Dichterworten und Liederversen sehr anschaulich, lebendig und fesselnd, aber auch ganz ernst und zielbewusst über das ganze Gebiet der Arbeit in den „Jungfrauenkongregationen" und „Müttervereinen" spricht. Man merkt ihm die Liebe zur Sache, die Freude an der Arbeit und die theoretische wie auch praktische Beherrschung der Aufgabe überall an. Meisterhaft ist in die Behandlung der grossen grundsätzlichen Fragen auch das Kleine und scheinbar Nebensächliche hineingewoben und zeugt von Kenntnis der Volksseele. Dass vor allem kirchlich-christliche Arbeit vom Seelsorger in seinen weiblichen Vereinen zu leisten sei, erscheint überall als unantastbare Selbstverständlichkeit; aber mit grosser Kraft wird das gesamte Leben der Jungfrau und Mutter nicht nur in den kirchlichen Rahmen hineingespannt, sondern in seinen natürlichen Bedürfnissen, Ordnungen und Segnungen (Ehe, Mutterschaft, Hausstand, Sittlichkeit), in seinen sozialen und politischen Verhältnissen (Partei, Zeitung, öffentliches Leben) und in seiner geistigen Entwickelung (Vortrag, Bücherei, Schriftenverbreitung) mit Eindringlichkeit und Kraft gewürdigt. Man merkt: die Kirche soll in ihren Vereinen ihren Mitgliedern alles bieten, was sie als Menschen und Kirchenglieder irgend bedürfen, auch jede Art Anregung und Fortbildung. Dabei wird die gewaltige Aufgabe bewusster kirchlicher Volkserziehung nicht im entferntesten mit irgendwelchem fanatischem Hochdruck betrieben, sondern in klugem Eingehen auf das, was den Beteiligten selbst lieb, angenehm und schön erscheinen dürfte. Dass der Geistliche alle Arbeit leitet und beeinflusst, steht ebenso fest als dies, dass er vieler Mitarbeiterinnen bedarf und sie sich suchen soll. Die Schwierigkeiten, die aus Unkirchlichkeit, Gleichgültigkeit u. dergl. erwachsen, werden nicht übersehen, aber nie übertrieben.

Unsere evangelische Arbeit ist anders orientiert und muss vielfach in anderer Weise geschehen, aber lehrreich und nützlich zu lesen bleibt auch für uns die Schrift dieses katholischen Geistlichen.

Rich. Otto-Eisenach.

v. Below, Geh. Hofrat Dr. D. Georg (in Freiburg i. Br.), **Die Bedeutung der Reformation für die politische Entwickelung.** Leipzig und Dresden 1918, Teubner (38 S. gr. 8). 1 Mk.

In meisterhafter Kürze und Reichhaltigkeit behandelt v. Below in diesem Vortrage die politische Wirkung der Reformation. Von der Grundthese ausgehend, dass die Reformation eine Befreiung des Staates gebracht habe, zeigt v. Below die Wirkungen im einzelnen in bezug auf das Verhältnis von Staat und Kirche, die Formen des politischen Regimentes, das landesherrliche Kirchenregiment, aber auch für die mehr kulturellen Gebiete der Armen- und Krankenpflege und das weltliche Schulwesen, wie den Toleranzgedanken. Auf Grund seiner Kenntnis des Mittelalters würdigt v. Below frei von jeder Uebertreibung und gerecht auch gegen den Katholizismus den Fortschritt der Reformation. Unter theologischem Gesichtspunkt besonders wertvoll sind die einleitenden Ausführungen, die den religiösen Charakter der Reformation nicht nur unterstreichen, sondern ihn auch dahin näher bestimmen: „Objektiv bedeutet es, dass Luther damit zu dem Christentum der apostolischen Zeit zurückkehrte" (S. 5). In einer Schlussbemerkung „Zur Literatur" konstatiert Below in bezug auf Tröltschs Konstruktionen: „Wenn er damit viel Anregungen gab, so hat die Forschung doch seine Hauptsätze mit interessanter Entschiedenheit überwiegend abgelehnt" (S. 38). Nimmt man dazu die Bemerkung des Tübinger Historikers Haller in seiner „Reformationsrede" 1917, S. 33: „Glücklicherweise scheint schon heute der Widerspruch zu überwiegen gegen diese Ansicht, von der ich überzeugt bin, dass sie als glänzendes Paradoxon einen gewissen heuristischen Wert haben mag" und die scharfe Kritik von Lenz (Z. f. K. F. 1915 und Preuss. Jahrb. 1918), so kann man es den „Profan"historikern und vor allem v. Below nur danken, dass sie so nüchtern die neuprotestantischen Phantasiegebilde zerstört und das wirkliche Wesen der Reformation wieder festgestellt haben.

R. H. Grützmacher-Erlangen.

Neueste theologische Literatur.

Unter Mitwirkung der Redaktion zusammengestellt von Oberbibliothekar Dr. Runge in Göttingen.

Zeitschriften u. Sammelwerke. Lehrbücher zum Gebrauch beim theolog. Studium. Mausbach, Prof. D. Joseph, Katholische Moraltheologie. 2. Bd.: Die spezielle Moral. 2. Tl.: Der ird. Pflichtenkreis. Schäfer, Dr. Lekt. Timoth., Das Eherecht nach dem Codex iuris canonici. Münster, Aschendorffsche Verlh. (IX, 220 S.; VIII, 123 S. 8). 3.50 u. 2.50. — **Zeit- u. Streitfragen** d. Glaubens, d. Weltanschauung u. Bibelforschung. Hrsg. v. Prof. D. Johs. v. Walter. XII. Reihe. Heft 1: Jirku, Priv.-Doz. Liz. Dr. Anton, Das alttestamentl. Lehrstück vor der mosaischen Zeit. Heft 2 u. 3: Meyer, Prof. D. Johs., Luther u. das Apostolikum. Heft 4: Seeberg, Priv.-Doz. z. Zt. Feld-Div.-Pfr. Lic. E., Religion im Feld. Berlin-Lichterfelde, E. Runge (18 S.; 37 S.; 24 S. 8). 80 ₰; 1,20; 80 ₰.

Biblische Einleitungswissenschaft. Bernoulli, Carl Albr., Die Kultur d. Evangeliums. 1. Bd.: Johannes d. Täufer u. d. Urgemeinde. Leipzig, Der Neue Geist Verlag (504 S. gr. 8). 20 ℳ.

Biblische Geschichte. Abhandlungen, Neutestamentliche. Hrsg. v. Prof. Dr. M. Meinertz. 6. Bd. 3. Heft: Ketter, Kapl. Geh.-Sekr. Dr. Peter, Die Versuchung Jesu nach d. Berichte d. Synoptiker. Münster, Aschendorffsche Verlh. (XVII, 140 S. gr. 8). 4 ℳ.

Patristik. Schriftsteller, Die griechischen christlichen, der ersten drei Jahrhunderte. Hrsg. v. d. Kirchenväter-Commission d. kgl. preuss. Akademie d. Wissenschaften. 28. Bd.: Gelasius, Kirchengeschichte. Hrsg. im Auftrage d. Kirchenväter-Commission d. kgl. preuss. Akademie d. Wissenschaften auf Grund d. nachgelassenen Papiere v. Prof. Lic. Gerh. Loeschcke durch Dr. Margret Heinemann. Leipzig, J. C. Hinrichs (XL, 263 S. gr. 8). 13.50.

Kulturgeschichte. Richet, Charles, Allgemeine Kulturgeschichte. In deutscher Bearb. m. Einleit. u. Anmerkungen v. Dr. Rud. Berger. Leipzig, Verlag Naturwissenschaften (XIV, 498 S. Lex.-8). 18.40.

Reformationsgeschichte. Heydt, Felddiv.-Pfr. Fritz v. d., Mit Luther bei den Feldgrauen. Bonn, C. Georgi (98 S. 8). 1.50. — **Walther,** Prof. D. Dr. Wilh., Luthers Anteil an d. Siege d. neuen Weltanschauung. (Rostock, H. Warkentien) (20 S. 8). 50 ₰. — **Wernle,** Prof. Paul, Das Verhältnis d. schweizer. zur deutschen Reformation. Basel, Helbing & Lichtenhahn (89 S. gr. 8). 2 ℳ.

Kirchengeschichte einzelner Länder. Kirchen, Basler. Bestehende u. eingegangene Gotteshäuser in Stadt u. Kanton Basel. Unter Mitw. zahlr. Mitarb. hrsg. von E[rnst] A. Stückelberg. 2. Bdch.: St. Paul. Predigerkirche. St. Peter. St. Ulrich. Antoniterkapellen. Basel, Helbing & Lichtenhahn (106 S. 8). 2.50.

Papsttum. Seeck, Otto, Regesten d. Kaiser u. Päpste f. d. Jahre 311—476 n. Chr. Vorarbeit zu e. Prosopographie d. christl. Kaiserzeit. (In 2 Halbbdn.) 1. Halbbd. Stuttgart, J. B. Metzler (200 S. 4). 20 ℳ.

Orden. Studien u. Texte, Reformationsgeschichtliche, veröffentlicht m. Unterstützung d. Gesellschaft zur Herausgabe d. Corpus Catholicorum v. Prof. Dr. Joseph Greving. 30. u. 31. Heft: Doelle, Pat. Dr. Ferd., O. F. M., Die Observanzbewegung in der sächs. Franziskanerprovinz (Mittel- u. Ostdeutschland) bis zum Generalkapitel v. Parma 1529. Münster, Aschendorffsche Verlh. (XXII, 280 S. 8). 7.60.

Sekten. Loofs, Prof. Dr. Frdr., Die „internationale Vereinigung ernster Bibelforscher". Leipzig, J. C. Hinrichs (S. 190—207 gr. 8). 50 ₰.

Christliche Kunst. Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 206. Heft: Pescatore, Anni, Der Meister der bemalten Kreuzigungsreliefs. Ein Beitrag zur Geschichte der niederdeutschen Plastik im 15. Jh. Mit 7 Lichtdr.-Taf. Strassburg, J. H. E. Heitz (VII, 135 S. Lex.-8). 10 ℳ.

Dogmatik. Schulze, Prof. D. Martin, Grundriss d. evangel. Dogmatik. Leipzig, J. C. Hinrichs (X, 180 S. gr. 8). 7.50. — **Traub,** Gottfr., Kirche u. Religion. 1.—5. Taus. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. (32 S. 8). 1 ℳ.

Praktische Theologie. Handbibliothek, Praktisch-theologische. Eine Sammlung v. Leitfäden f. d. kirchl. Praxis hrsg. v. Prof. D. Fr. Niebergall. 22. Bd.: Schullerus, Stadtpfr. D. Adolf, Die Bergrede in Predigt u. Unterricht. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht (IV, 219 S. 8). 4.80. — **Pfister,** Pfr. Dr. Oskar, Ein neuer Zugang zum alten Evangelium, Mitteilungen über analyt. Seelsorge an Nervösen, Gemütsleidenden u. a. seelisch Gebundenen. Gütersloh, C. Bertelsmann (100 S. 8 m. 6 Abb.). 2.50.

Homiletik. Cremer, Pfr. D. Ernst, Vom Erleben Gottes. Predigten u. Betrachtungen üb. das Gebet. Gütersloh, C. Bertelsmann (71 S. kl. 8). 2 ℳ.

Erbauliches. Arnold, Dr. Eberhard, Innenland. Ein Wegweiser in die Seele d. Bibel. Berlin, Furche-Verlag (173 S. 8). 3 ℳ. — **Bezzel** †, Oberkonsist.-Präsid. D. Dr. Herm. v., Die sieben Worte Jesu am Kreuz. Passionsandachten. München, Müller & Fröhlich (93 S. kl. 8). Pappbd. 2 ℳ. — **Dryander,** D. Ernst, Evangelische Reden in schwerer Zeit. 13.—16. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn (20, 19, 19 u. 21 S. 8). Je 30 ₰. — **Testament,** Das Neue, in religiösen Betrachtungen f. d. moderne Bedürfnis. In Verbindung m. Andern hrsg. v. Pfr. Lic. Dr. Gottlob Mayer. 3. Bd.: Boehmer, Pfr. Lic. Dr. Julius, Das Lukasevangelium in religiösen Betrachtungen f. d. moderne Bedürfnis. 2., durchges. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann (VIII, 327 S. 8). 6 ℳ.

Mission. Axenfeld, D. K., Der Weg der Boten Christi u. die Mächte dieser Welt. Ein Erlebnis u. eine Fragestellung d. Weltkrieges. (Aus: Allg. Missions-Zeitschrift.) Berlin, Buchh. d. Berliner evang. Missions-Gesellsch. (24 S. gr. 8). 40 ₰. — **Liebesarbeit,** Deutsche, im Weltkriege. Hrsg. v. Wilh. Scheffen. Bauer, Herm., Die Pflege d. männl. Jugend. Leipzig, Quelle & Meyer (IV, 107 S. 8). Pappbd. 2.80.

Kirchenrecht. Arenhold, Gen.-Vik. Dr., Kurze Darstellung des kathol. Eherechts nach d. neuen Codex jur. can. f. d. prakt. Seelsorger. Fulda, Fuldaer Actiendruckerei (35 S. gr. 8). 1 ℳ. — **Besig,** Konsist.-R., Die kirchl. Amtsverwaltung in Berlin u. seinen Vororten. Eine Zusammenstellung der in Berlin u. Umgebung f. d. kirchl. Verwaltung gelt. Sonderbestimmungen. Berlin, Kgl. Konsistorium d. Prov. Brandenburg (VIII, 135 S. 8). Hlwbd. 4.50. — **Everling,** D. Otto, Die Mischeheapflege. Prakt. Handbuch zur Orientierung. 3. Aufl. Berlin, Verlag d. Evang. Bundes (88 S. 8 m. 2 Form.). 1.75.

Universitäten. Schriften d. Ausschusses f. Auslandsforschung in Hamburg. Nr. 2: Unterlagen zur Beurteilung d. Kosten e. Universität Hamburg. Berlin, Fischers medizin. Buchh. (62 S. 4). 1.80.

Philosophie. **Beiträge** zur Geschichte d. Philosophie d. Mittelalters. Texte u. Untersuchungen, hrsg. v. Clemens Baeumker. 20. Bd. 2. Heft: Grabmann, Prof. Dr. Martin, Die Philosophia pauperum u. ihr Verfasser Albert v. Orlamünde. Ein Beitrag zur Geschichte d. philosoph. Unterrichtes a. d. deutschen Stadtschulen d. ausgeh. Mittelalters. Münster, Aschendorffsche Verlh. (VIII, 56 S. 8). 2 ℳ. — **Devaranne,** Pfr. Th., Geisterglaube, Spiritismus u. vierte Dimension. Anleitung zur Beurteilung okkulter u. spiritist. Erscheinungen. Berlin, Hutten-Verlag (60 S. 8). 1. 50. — **Dörwald,** Gymn.-Dir. Prof. Dr. Paul, Das sittl. Leben. Eine Einführung d. Primaner d. Gymnasiums in d. Fragen u. Lehren d. Ethik. Gütersloh, C. Bertelsmann (VII, 197 S. 8). 4. 50. — **Eucken,** Rud., Bilder aus Welt- u. Menschenleben. Feldpostausg. aus „Gesammelte Aufsätze". Leipzig, F. Meiner (55 S. gr. 8). 1. 25. — **Hasse,** Heinr., Das Problem d. Sokrates bei Friedrich Nietzsche. Leipzig, F. Meiner (26 S. gr. 8). 1. 30. — **Kröner's** Taschenausgabe. Haeckel, Ernst, Die Welträtsel. Gemeinverständl. Studien üb. monist. Philosophie. 331.—340. Taus. Schmidt, Dr. Heinr., Philosophisches Wörterbuch. 3., verb. u. verm. Aufl. (26.—40. Taus.) Wundt, Wilh., Die Nationen u. ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. 16.—25. Taus. Leipzig, A. Kröner (VIII, 240 S.; 279 S.; 154 S. 8). Pappbde. je 2 ℳ — **Leese,** Pfr. Lic. Kurt, Moderne Theosophie. Berlin, Furche-Verlag (103 S. kl. 8). 2.25. — **Lohmann,** Dr. E., Nietzsche über Krieg u. Frieden in seiner Wirkung auf das In- u. Ausland. München, Ch. Kaiser (32 S. kl. 8). 60 ₰. — **Rehmke,** Prof. Dr. Johs., Logik oder Philosophie als Wissenslehre. Leipzig, Quelle & Meyer (VIII, 577 S. gr. 8). 12 ℳ. — **Weyl,** Herm., Raum, Zeit, Materie. Vorlesungen über allgemeine Relativitätstheorie. Berlin, Julius Springer (VIII, 234 S. gr. 8 m. Fig.). 14 ℳ.

Schule u. Unterricht. **Asmus,** Gymn.-Dir. Prof. Dr. Wilh., Notstände an höheren Schulen. Leipzig, Quelle & Meyer (145 S. 8). 3.20.

Zeitschriften.

Diözesan-Archiv, Freiburger. N. F. 18. Bd. (der ganzen Reihe 45.), 1917: E. Göller, Der Ausbruch der Reformation u. die spätmittelalterliche Ablasspraxis. A. L. Veit, Eine Visitation der Pfarreien des Landkapitels Taubergau im J. 1549; Episoden aus dem Taubergrund zur Zeit des Bauernaufstandes in den Jahren 1525/26. R. Lossen, Die Glaubensspaltung in Kurpfalz. K. Rieder, Zur Reformationsgeschichte des Dominikanerklosters zu Pforzheim. K. F. Lederle, Die kirchlichen Bewegungen in der Markgrafschaft Baden-Baden zur Zeit der Reformation bis zum Tode Markgraf Philiberts 1569. J. Sauer, Dr. Karl Reinfried, Pfarrer in Moos, † 5. Oktober 1917.

Jahrbuch, Basler. 1918: K. Gauss, Die Gegenreformation im baslerisch-bischöflichen Laufen I.

Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte u. Altertumskunde. 27./28. Jahrg., 1917: F. Grimme, Die Kanonikerregel des hl. Chrodegang u. ihre Quellen. J. Löhr, Der Kardinal Montmorency u. die Missionskirchenordnung der Diözese Metz während der Revolutionszeit. R. S. Bour, Eine deutsche Marienkapelle im Metzer Dom.

Katholik, Der. 98. Jahrg. (4. F., 21. Bd.), 1918, 1. Heft: F. Stock, Das neue kirchliche Rechtsbuch. E. Nagl, Das Neue Testament. V. Kehrein, Martin Luther als deutscher Schriftsteller. J. Becker, Eine beachtenswerte protestantische Stimme zum Reformationsjubiläum. J. Selbst, Kirchliche Zeitfragen. — 2. Heft: F. Stock, Das neue kirchliche Rechtsbuch (Forts.). K. Eubel, Eulogius Schneider. L. Oliger, Die Leidensuhr eines Strassburger Franziskaners aus dem 18. Jahrh. J. Ambos, Kriminalität, Jahreszeit u. Kirche. M. Grösser, Aus dem heimatlichen Missionsleben. V. Weber, Die Anrede Gal. 2, 5 u. die exegetischen Folgerungen. F. Lauchert, Die Schrift des hl. Irenäus „zum Erweis der apostolischen Verkündigung".

Missions-Zeitschrift, Allgemeine. Monatshefte für geschichtl. u. theoret. Missionskunde. 45. Jahrg., 5. Heft, Mai 1918: Der Weg der Boten Christi u. die Mächte dieser Welt. Zahlenmässige Uebersicht über die Wirkungen des Weltkrieges auf die deutschen evangelischen Missionen bis zum Herbst 1917. Was ein Javane von der Mission sagt. — 6. Heft, Juni 1918: Das Gesetz u. das Evangelium in der Heidenpredigt u. in der Christengemeinde. Die Weltlage der Judenmission bei Ausbruch des Krieges. — 7. Heft, Juli 1918: Gesetz u. Evangelium in der Praxis der Heidenmission. D. Ludwig Nommensen. In piam memoriam. D. Alexander Merensky.

Monatsschrift für Pastoraltheologie. XIV. Jahrg., 9. Heft, Juni 1918: Holl, Kirchlich-religiöse Aufgaben nach dem Krieg. Mahling, Gegenwarts- u. Zukunftsaufgaben der Kirche. P. Wurster, Unsere Aufgabe in der männlichen Jugendpflege nach dem Krieg.

Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums. 18. Jahrg., 1917, 1. u. 2. Heft: W. Bousset, Manichäisches in den Thomasakten. F. Boll, Der Stern der Weisen. G. P. Wetter, Eine gnostische Formel im 4. Evangelium. P. Fiebig, ἀγγαρεύω. H. Windisch, Kleine Beiträge zur evangel. Ueberlieferung. O. Eger, Rechtswörter u. Rechtsbilder in den paulinischen Briefen. E. Stange, Diktierpausen in den Paulusbriefen. P. Corssen, Das Martyrium des Bischofs Cyprian VI. Miszellen: K. Köhler, Zu Lc. 12, 4. 5; E. Preuschen, Die Donnersöhne Mc. 3, 17.

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. 71. Bd., 1917: R. O. Francke, Die Buddhalehre in ihrer erreichbar-ältesten Gestalt (im Dīghanikāya). H. Bauer, Semitische Sprachprobleme. 8; Kanaanäische Miszellen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. theol. Ihmels; Verlag von Dörffling & Franke; Druck von Ackermann & Glaser, sämtlich in Leipzig.